

unijournal

Aus dem Inhalt

Preis für beste Lehre



Voten wie bei Musicstar? Bei Michael Hengartner kann das schon vorkommen. Der Molekularbiologe ist der diesjährige Träger des Credit Suisse Awards für beste Lehre an der UZH. Im Interview verrät er, mit welchen Tricks er in grossen Vorlesungen arbeitet. (Seite 3)

Sozialforschung hinterfragt



Sind die Sozialwissenschaften zu wenig engagiert? Zu wenig kooperativ? Zu selbstbezogen? Zu theorieverliebt? Sozialwissenschaftler der UZH debattieren über Aufgabe und Funktion ihrer Fachrichtung und darüber, wie sie sich künftig entwickeln sollte. (Seite 5)

Seltene Sportarten



Psychologiestudentin Julie Bessermann, regelmässige Kondi-Teilnehmerin, wollte einmal etwas Neues wagen. Unter den achtzig Sportarten, die der Akademische Sportverband Zürich (ASVZ) anbietet, probierte sie die vier aus, die ihr am fremdartigsten vorkamen. (Seite 7)

Alumni Sprung ins Berufsleben: Vom Hörsaal ins Bundesgericht. (Seite 10)

Porträt Botaniker Rolf Rutishauser hält Vorlesungen im Freien. (Seite 13)

Letzte Schauen Filmproduzenten nur aufs Geld? (Seite 16)

Applaus (Seite 10), Publikationen (Seite 10), Veranstaltungen (Seite 15)



Humphrey Bogarts Schlussatz in «Casablanca». Nicht nur im Film, auch in der Forschung kommt es manchmal zu unerwarteten Allianzen.

Wunderbare Freundschaften

Alle sprechen von vernetzter Forschung – und haben dabei vor allem Institutionen im Blick. Dabei gründen Partnerschaften in der Wissenschaft meist auf der Initiative von Einzelpersonen.

Von David Werner

Es gibt Bündnisse, mit denen hätte nie einer gerechnet. In der Schlusszene von «Casablanca» steht Humphrey Bogart alias Rick Blaine mit seinem vormaligen Gegenspieler, dem französischen Polizeichef Louis Renault, am Flughafen und erklärt, dies sei «der Beginn einer wunderbaren Freundschaft». Es ist eine der berühmtesten Allianzbildungen in der Filmgeschichte – weil sie so überraschend kommt.

Manchmal beginnen auch Kooperationen in der Forschung ganz unerwartet. Im Falle des Oberassistenten Manuel Puppis zum Beispiel ging das so: Der Publizistikwissenschaftler hielt an einer Tagung in Stockholm ein Referat über Media Governance. Daraufhin wurde er von einem ihm bisher völlig unbekanntem indischen Fachkollegen angesprochen, dem der Vortrag gefallen hatte. Es folgte eine Einladung in die indische Hauptstadt, und bald darauf war eine Forschungspartnerschaft eingefädelt, die dann sogar durch ein Memorandum of Understanding zwischen Zürich und Neu-Delhi abgestützt wurde.

Forschung und Lehre an der UZH sind international verflochten und die Kooperationsprojekte denkbar verschiedenartig: Es gibt breit verankerte und schlanke, formelle

und informelle, kurzlebige und dauerhafte. Gerade angesichts stark institutionalisierter Netzwerke vergisst man gern, dass Neugier, Aufgeschlossenheit und Unternehmungslust Einzelner eine Partnerschaft überhaupt erst zum Leben bringen. «Kooperationen», sagt Yasmine Inauen, Leiterin der Abteilung Internationale Beziehungen der UZH, «funktionieren dann am besten, wenn die Beteiligten wirklich ein gemeinsames Forschungs- und Erkenntnisinteresse haben.»

Auf eigene Faust

Welche Rolle einzelne Persönlichkeiten bei der Lancierung von Kooperationsprojekten spielen, davon erzählen wir in diesem Heft. Wir stellen den Theologen Konrad Schmid vor, der sich mit René Bloch vom neugegründeten Berner Lehrstuhl für Judaistik zusammentat, um einen Joint-Masterstudiengang «Antikes Judentum» auf die Beine zu stellen. Und wir berichten über die Biologin Elena Conti, die zur Erforschung der evolutionären Herkunft bestimmter Pflanzenarten im Mittelmeerraum auch mit Geologen oder Paläontologen zusammenspannt. Dabei stützt sie sich weniger auf bereits institutionalisierte Netzwerke, sondern sucht bei ihren Projekten ad hoc nach geeigneten Partnern – natürlich weltweit. Sie tut dies auf eigene Faust und auf eigenes Risiko.

«Mit Schwierigkeiten, etwa bei der Projektfinanzierung oder bei Fragen der geistigen Urheberschaft, ist zu rechnen», sagt sie.

Erfolgsgarantien gibt es nicht, das weiss auch Martin Volk, Professor für Computerlinguistik. Trotzdem stösst er immer wieder Kooperationsprojekte an, denn im Alleingang könnte sein kleines, junges Fach sich nicht behaupten. Um ein attraktives Studienprogramm anbieten zu können oder um an Datenmaterial für grössere Forschungsprojekte zu gelangen, ist das Institut auf Kooperation angewiesen. Tragfähige Allianzen aufzulegen aber braucht Zeit, und Zeit ist Geld. Geschätzte sechzig Arbeitsstunden kostete es Martin Volk zusammen mit seinem Kollegen Michael Hess, um gemeinsam mit einigen sprachwissenschaftlichen Fächern der UZH ein spezialisiertes Masterprogramm bis zur Antragsreife zu bringen. Der Einsatz hat sich in diesem Fall gelohnt. Doch Sicherheit, ob ein Vorhaben gelingt, gibt es im vornherein nie. «Um seine Wunschpartner zu überzeugen, muss man ihnen darlegen, worin für sie der Nutzen einer Zusammenarbeit liegt», sagt Volk. «Vor allem aber muss man Begeisterung zeigen. Und selbst an das Potenzial einer Zusammenarbeit glauben.»

Mehr zum Thema auf den Seiten 8 und 9.



Die Auswahl an Antrittsvorlesungen mit Aktualitätsbezug war in den letzten Wochen gross. **Bettina Dennerlein** zum Beispiel, Professorin für Gender Studies und Islamwissenschaft, sprach über islamisches Eherecht im Spannungsfeld von internationalen Menschenrechtsnormen und religiöser Identitätswahrung.

Madeleine Simonek, Professorin für Schweizerisches und Internationales Steuerrecht, ging auf den Steuerstreit zwischen der Schweiz und der EU ein. Sie verteidigte das Prinzip der Steuersouveränität, gleichwohl seien im Sinne des internationalen Interessenausgleichs gewisse Konzessionen zu machen, denn unbeschränkter Steuerwettbewerb laufe auf pure Machtpolitik hinaus. Bei einem solchen Kräftemessen, so Simonek, würde die Schweiz den Kürzeren ziehen.

Urs Birchler, Professor für Bankwesen, nahm die «Too Big to Fail»-Problematik ins Visier. Um einen gesamtwirtschaftlichen Scherbenhaufen zu verhindern, muss der Bund in Schieflage geratene Grossbanken unterstützen, droht sich dabei aber selbst zu überfordern. Allein die 2008 beschlossenen Hilfsmassnahmen für die UBS machen 130 Prozent des derzeitigen Staatshaushaltes aus. Der Staat sitzt in der Haftungsfalle. Einen einfachen Ausweg sieht Birchler nicht. Skeptisch kommentierte er einige der gegenwärtig diskutierten Lösungsszenarien – und machte dann selbst einen Vorschlag: Die Grossbanken müssten gezwungen werden, genügend Wandelanleihen zu emittieren, die im Krisenfall dann in Eigenmittel umgewandelt werden könnten. Dieser regulatorische Eingriff in die Geschäftsfreiheit sei das kleinere Übel als die faktische Staatsgarantie für Grossbanken, wie sie heute besteht.

David Werner

Kommende Antrittsvorlesungen siehe S. 15

Leserbriefe: zum Interview mit Dekan Bernd Roeck im unijournal 02/2010

Deutsch oder Englisch als Wissenschaftssprache?

Kein Englisch-Gebot im Unterricht

Mit grossem Interesse habe ich Professor Bernd Roecks Interview zu «Publish in English or Perish» gelesen (unijournal 02/10). Er sagt: «Ich fände es kurios, wenn man in einem Kreis von grossmehrheitlich deutschsprachigen Studierenden Englisch sprechen würde». Genau das passiert aber regelmässig an der UZH und ETH. Dozierende und Studierende, die grossmehrheitlich deutscher Muttersprache sind, radebrechen auf Englisch. Das ist wirklich «kurios». Deutsch (auch Schweizer Hochdeutsch) ist sehr geeignet als Unterrichtssprache. Englisch sollte im Unterricht nur von denjenigen Dozierenden verwendet werden, deren Muttersprache Englisch ist oder die besser Englisch als Deutsch können. Die Unterrichtshilfen (Powerpoint-Folien, Handouts, usw.) könnten auf Englisch verfasst werden, wenn nötig.

Natürlich braucht es das Englische für den internationalen Austausch und die Publikationen. Wir kommen nicht darum herum, beides, Englisch und Deutsch, zu sprechen und zu schreiben. Aber bitte mit Mass! Es soll kein generelles Englisch-Gebot im Unterricht geben. Das bringt Verarmung. Der Ausdruck in der Muttersprache ist differenzierter und prägnanter, witziger und abwechslungsreicher, spontaner und authentischer, verlässlicher und korrekter, attraktiver und überzeugender. Das ist entscheidend für die Qualität des Hochschulunterrichts, auch in den Naturwissenschaften und in der Medi-

zin. Ich wünschte mir eine breite Diskussion zu diesem Thema sowie eine Stellungnahme der Verantwortlichen von UZH und ETH, welche Sprachen im Unterricht wann verwendet werden sollen.

Prof. Dr. Bernhard Pestalozzi,
Medizinische Fakultät der UZH

Eloquenz in der Muttersprache

Auch wenn ich meine wissenschaftlichen Publikationen in Englisch abfasse, kann ich in einer fremden Sprache nicht mit der gleichen Eloquenz komplexe Sachverhalte differenziert darstellen wie in meiner Muttersprache. In dieser kann ich mit der Sprache spielen, die rhetorischen Stilmittel gezielt einsetzen und auch eine humorvolle Bemerkung einbauen. Aus meiner Sicht würde die Vorlesung – die ich heute noch auf Deutsch halte – einiges von ihrer Attraktivität verlieren. Zudem finde ich es befremdend, wenn ich in einer fremden Sprache vor Studierenden rede, die fast ausschliesslich die gleiche Muttersprache haben wie ich. Als Service für die internationalen Studierenden verwende ich bereits heute Powerpoint-Folien mit englischen Texten. Ich werde daher, solange dies meine Studierenden befürworten und es die Schulleitung gestattet, Deutsch als Vorlesungssprache verwenden.

Dr. Dieter Reichelt, Alterswilen,
im Nebenamts Dozent an der ETH Zürich

Mehrsprachiges Denken ist gefordert

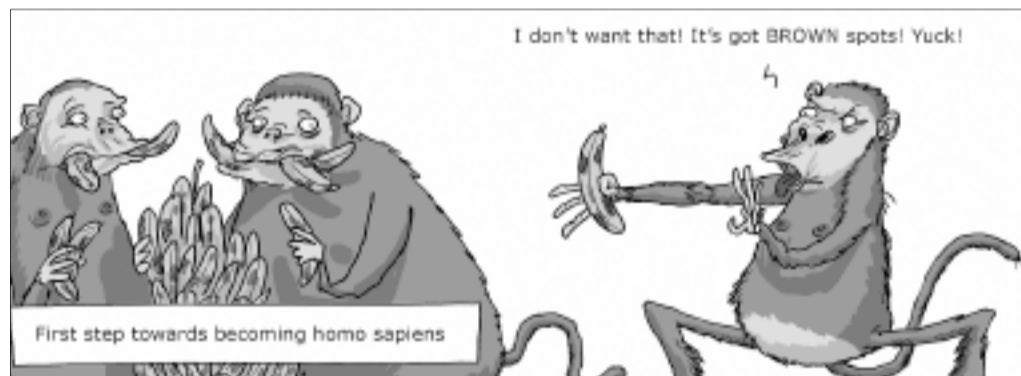
Im Gegensatz zu Herrn Roeck bin ich der Meinung, dass die gedankliche Vielfalt schwindet, wenn die sprachliche Vielfalt abnimmt. Sprache und Denken sind eng miteinander verbunden. Das gilt auch für das wissenschaftliche Denken. Wer mehrsprachig ist oder mehrere Sprachen zumindest versteht, hat einen erweiterten, einen perspektivischen Blick auf einen nur scheinbar allen Sprachen gemeinsamen wissenschaftlichen Gegenstand. In der Wissenschaft sollten zudem alle nicht nur kognitiven, sondern auch intuitiven und emotionalen Fähigkeiten einfließen, was eigentlich nur in der Muttersprache gelingen kann.

Hinzu kommt die drohende Verarmung des wissenschaftlichen Denkens durch den Mythos der Universalsprache Englisch, die nur in Form von immer mehr auseinander driftenden verschiedenen «Englischen» besteht. Unter diesen Umständen ist die sprachliche Genauigkeit des wissenschaftlichen Englisch stets bedroht.

Marco Baschera, Titularprofessor für
allgemeine und vergleichende sowie für französische Literaturwissenschaft an der UZH

Siehe dazu Marco Bascheras Artikel vom 19.3.2010 in der «Neuen Zürcher Zeitung»: www.nzz.ch/nachrichten/startseite/warum_englisch_allein_als_wissenschaftssprache_nicht_genuegt_1.5247130.html

Wulfmorgenthalers Welt der Wissenschaft



Das Uniding, Folge 25: Australopithecus sediba

Ein folgenschwerer Unfall



Bild Frank Brüderli

Vielleicht waren es Mutter und Sohn, die auf der Flucht vor einem Säbelzahniger in die tiefe Schlucht fielen. In Malapa, Südafrika, gibt es schmale Spalten in der Erde. Eine kleine Unachtsamkeit genügt, und man stürzt mehrere Meter tief. Für die beiden Hominiden hatte das vor zwei Millionen Jahren tödliche Folgen. 2008 entdeckten Forscher – unter ihnen auch Peter Schmid von der UZH – den Schädel des etwa 10 bis 13 Jahre alten Jungen und den Kiefer-

knochen der Frau, die zum Todeszeitpunkt Ende 20 oder Anfang 30 gewesen sein muss. Man sieht die Stücke oben im Bild. Auch Beckenknochen und eine Schulter sind erhalten geblieben. Zwar weisen die Knochen Ähnlichkeiten mit der Gattung Homo auf, aber die Grundstruktur des Körpers ähnelt eher Australopithecinen: kleine Gehirne, relativ kleine Körper und lange, starke Arme. Vielleicht stellen sie ein Bindeglied zwischen den noch affenartigen Vormenschen

und den frühen Menschen dar. Die Forscher nannten den von ihnen entdeckten Hominiden Australopithecus sediba, was in der südafrikanischen Sprache Sotho «natürliche Quelle» bedeutet. Eine Sonderausstellung im Anthropologischen Museum der UZH dokumentiert die sensationellen Funde.

Marita Fuchs

Anthropologisches Museum am Irchel, bis 21.12.2010. Eintritt frei. www.aim.uzh.ch

VAUZ

Neuer Präsident

Klaus Haberkern (33) ist neuer Ko-Präsident der Vereinigung akademischer Mittelbau der Universität Zürich VAUZ. Der Sitz an der Seite des anderen Ko-Präsidenten Julian Führer, Klaus Haberkern



der sein Amt seit 2009 innehat, war längere Zeit vakant. Klaus Haberkern ist Oberassistent am Soziologischen Institut, Lehrstuhl Marc Szydlík. Er beschäftigt sich in seiner Forschung insbesondere mit der Lebenslage älterer Menschen. Gegenwärtig erforscht er die soziale Ungleichheit im Alter. Haberkern studierte in Jena, Cambridge und Berlin, wobei er u.a. einen Gastaufenthalt am Max-Planck-Institut für demografische Forschung absolvierte. Im Rahmen seiner Dissertation erhielt er den Vontobelpreis für Altersforschung.

Die Gremienarbeit an der Universität Zürich kennt Klaus Haberkern seit mehreren Jahren. In seinem Amt möchte er sich insbesondere für die Nachwuchsförderung einsetzen. «Die intensiven Diskussionen zur Nachwuchsförderung haben gezeigt, wie wichtig dieses Thema ist.» Zudem will er dazu beitragen, die VAUZ als Organisation weiter bekannt zu machen und zu stärken.

Impressum: unijournal • Die Zeitung der Universität Zürich, Nr. 3, 10. Mai 2010 • Hrsg. von der Universitätsleitung der Universität Zürich durch die Abteilung Kommunikation. Adresse: Universität Zürich, Abteilung Kommunikation, Redaktion unijournal, Rämistrasse 42, 8001 Zürich. Telefon 044 634 44 30. E-Mail: unijournal@kommunikation.uzh.ch • Verantwortliche Redaktoren: David Werner (dwe), Sascha Renner (sar) • Leiter Publishing: Roland Gysin • Layout: Frank Brüderli (fb) • Korrektorat: Nina Wieser • Sekretariat: Steve Frei • Druck: NZZ Fretz, Zürich • Auflage: 10 500 Exemplare • Erscheint sechsmal jährlich • Inserate: Kretz AG, General-Wille-Strasse 147, 8706 Feldmeilen, Tel. 044 925 50 60, annoncen@kretztag.ch • Die Redaktion behält sich die sinnwahrende Kürzung von Artikeln und das Einsetzen von Titeln vor. Nicht ausdrücklich gekennzeichnete Artikel müssen nicht unbedingt die Meinung des Rektorats wiedergeben. • Das unijournal als pdf-Datei: <http://www.kommunikation.uzh.ch/publications/unijournal.html>

«Yes, sie habens kapiert!»

Voten wie bei Musicstar? Bei Michael Hengartner kann das schon vorkommen. Der Molekularbiologe ist der diesjährige Träger des Credit Suisse Awards für beste Lehre.



Bild: Frank Brüdert

«Ich mag auch Entertainment.» Michael Hengartner, Lehrpreisträger.

Interview Sascha Renner

Guten Tag Herr Hengartner. Wie lange haben wir Zeit für dieses Gespräch?

Ewig. Mein nächster Termin ist in zwei Stunden.

Sind Sie mit Ihren Studierenden auch so grosszügig?

Ich nehme mir viel Zeit für die Studierenden, das ist mir wichtig und gibt mir viel.

Freut Sie der Lehrpreis?

Enorm. Ich bin überrascht und stolz.

Wie lernt man am effizientesten? Im Dialog oder in der Einkehr? Anders gefragt: im Seminarraum oder im stillen Kämmerlein?

Beides trägt zum Lernen bei. Man lernt durch die Auseinandersetzung und diese wird oft durch eine Diskussion stimuliert, in der man ein Problem neu betrachtet. Man lernt aber auch, indem man das Diskutierte im Nachhinein genau durchdenkt.

In einer Diskussion ist man gezwungen, seine Gedanken zu artikulieren. Liegt darin ein Lerneffekt?

Ja. Das klare Ausdrücken ist sehr wichtig. Das kann verbal geschehen oder auch schriftlich. Man merkt dabei rasch, ob der Gedankengang eine intellektuelle Lücke hat. Der unschätzbare Vorteil einer Gruppendiskussion ist ausserdem, dass zwanzig Köpfe denken und nicht nur einer. Da kommen viele gute Ideen zusammen.

Welche Rolle spielen Sie als Dozent? Der Solist? Der Maestro, der die Einsätze gibt? Der stille Zuhörer?

Oft bin ich der Lehrling, der fragt und zu verstehen sucht. Was heisst dieses Resultat? Wie könnte man es besser beweisen? Mein Doktorand, der sich täglich zwölf Stunden mit einer Materie befasst, verfügt über das Detailwissen. Ich hingegen weiss, wie man die richtigen Fragen stellt. Ich lerne von den Studierenden, und sie lernen von mir.

Der Fokus des diesjährigen Lehrpreises ist der Lerndialog. Was bedeutet Lerndialog für Sie?

Die Vorlesung, für die ich ausgezeichnet wurde, ist eine besondere Herausforderung. Sie ist so gross, dass wir sie in einen zweiten Raum übertragen müssen – ein schwarzes Loch, aus dem von selbst nichts zurückkommt. Man muss mit Tricks arbeiten. Ich bilde zum Beispiel sogenannte Buzz Groups

– weil die Gedanken wie in einem Bienenstock hin- und herschwirren sollen. Die Studierenden diskutieren in Zweier- oder Dreiergruppen eine Frage. Damit lässt sich die Vorlesungsroutine aufbrechen. Dieses Peer Learning ist zentral. Stelle ich eine Frage im Plenum, habe ich einen Dialog mit einer Person; in der Buzz Group kreiere ich viele Dialoge unter den Lernenden.

Und wie erhalten Sie selber Feedback?

Den Dialog zwischen den Studierenden und mir stelle ich über Clickers her. Clickers sind wie kleine Handys. Ich stelle eine Frage, und die Studierenden antworten darauf, indem sie auf A, B, C oder D klicken. Auf diese Weise schaffe ich einen Dialog, anonym zwar, aber individualisiert. Ich sehe, ob die Frage verstanden wurde. Ausserdem benutze ich die Praktika, in denen die Studierenden in Kleingruppen arbeiten. Ich wechsele von einer Gruppe zur nächsten und kann so den Kontakt herstellen, one by one.

Wie beurteilen Sie die Diskussionskultur in der Schweiz im Vergleich zum Ausland?

Die Studierenden sind viel aktiver in den USA als in der Schweiz.

Bewerten Sie das positiv?

Ich persönlich habe lieber zu viel Interaktion als zu wenig. Der Vorteil der Interaktivität ist es, dass man als Dozent ein sofortiges Feedback erhält. Es gibt für mich nichts Schlimmeres als eine Vorlesung, auf die niemand reagiert. Habe ich keine Gedanken ausgelöst, habe ich versagt. Kommt aber eine Anschlussfrage, ist das ein Erfolgserlebnis – ich sehe, dass die Zuhörer eigene Verknüpfungen herstellen.

Wie stimulieren Sie denn Ihre Zuhörer zum Mitdenken?

Indem ich nicht nur Fakten weitergebe, sondern versuche, anhand von Beispielen Assoziationsketten auszulösen. Ich mag auch Entertainment. Jemand, der einen Gedanken mit Humor vermitteln kann, erzeugt einen bleibenden Eindruck. Das unterstützt den Lernprozess.

Wie sieht für Sie die ideale Lehrveranstaltung aus?

Kleine Gruppen. Klein genug, damit man diskutieren kann, und gross genug, damit man Diversität hat. Meine produktivste Stunde ist das wöchentliche Treffen mit meinen Masterstudierenden, Doktoran-

den und Postdoktoranden. Jeder legt die Fortschritte und Fragen seiner Arbeit dar. Die spannendsten Diskussionen entstehen, wenn die Mitglieder der Forschungsgruppe miteinander ins Gespräch kommen.

Macht Ihnen das Unterrichten Freude?

Man bekommt viel zurück. Die Veranstaltung, die ich dieses Semester halte, ist auf einem so fortgeschrittenen Niveau, dass ich sie jedes Jahr aktualisieren muss. So bilde ich mich ständig weiter. Und ich kriege ein High, wenn ich Prüfungen korrigiere und jemand 98 Prozent richtig hat – dann schreie ich, yes, sie oder er hats kapiert! Ich bin stolz, zu dieser Leistung beigetragen zu haben.

Geht gute Lehre nicht auf Kosten der Forschung?

Nein. Die Lehre auf hohem Niveau geht fliessend in die Forschung über. Daher sagen wir an der UZH: Wir können keine gute Lehre ohne Forschung machen.

Sie waren eine der treibenden Kräfte hinter den Graduiertenschulen, die an der UZH eingeführt werden. Warum dieses Engagement?

Früher lernte man in einem Doktoratsstudium, was der Professor, in dessen Forschungsgruppe man mitarbeitete, einem weitergab. Aber das reicht oft nicht. Ich bin überzeugt, dass man den Lernprozess beschleunigen kann, indem man gezielt ergänzende Kurse anbietet. Man kann dort auch lernen, wie man ein Projekt leitet, ein Gesuch für den Schweizerischen Nationalfonds oder ein gutes Forschungspaper schreibt. Learning by doing ist nicht immer die effizienteste Methode.

Ist das Niveau dadurch bereits gestiegen?

Ja, vor allem im Bereich der überfachlichen Kompetenzen. Ausserdem merken wir, dass die Studierenden vielmehr untereinander interagieren, seit sie als Kohorten ihr Doktoratsstudium beginnen. Johann kennt zum Beispiel eine gewisse Technologie nicht, er weiss aber, dass Petra damit arbeitet; also geht Johann zu Petra und lässt sich erklären, wie die Technologie funktioniert.

Wie können wir die Lehre weiter verbessern?

Die Lehre ist in Zürich schon sehr gut. Bologna gibt indes zu reden. Wir müssen darauf achten, dass wir weiterhin Flexibilität gewährleisten. Und wir müssen sicherstellen, dass die Dozierenden den Spass an Lehren behalten. Denn es gibt von Natur aus wenig, das einem Professor oder einer Professorin mehr Freude bereitet, als über die eigene Passion, die Wissenschaft, zu reden.

Preis für Lerndialog: Mit dem jeweils am Dies academicus vergebenen Lehrpreis, der von der Jubiläumstiftung der Credit Suisse gestiftet wird, will die UZH eine breite und vertiefte Diskussion über verschiedene Gesichtspunkte der Qualität in der Lehre etablieren. Jedes Jahr wird ein anderer thematischer Schwerpunkt gewählt. Den diesjährigen Credit Suisse Award for Best Teaching erhält Prof. Dr. Michael O. Hengartner für die Realisierung eines Lerndialogs mit den Studierenden. Durch die kluge und erfrischende Gestaltung seiner Lehrveranstaltungen, so heisst es in der Laudatio, gelinge es Michael Hengartner vorzüglich, die Studierenden in einen fachlichen Austausch zu involvieren und sie für das Fach zu begeistern.

Sascha Renner ist Redaktor des unijournals.

À propos

Andreas Fischer
Rektor



Studentenfutter

«Studentenfutter» ist nach Wikipedia (ja, selbst darüber gibt es einen Artikel!) eine Mischung aus getrockneten Früchten und Nüssen; ihr Name leitet sich «von der angeblich konzentrationsfördernden Wirkung» ab. Studierende müssen essen, doch sind sie zum Glück nicht nur auf Studentenfutter angewiesen. An der UZH stehen ihnen eine grosse Anzahl von Mensen und Cafeterias mit insgesamt über 4000 Sitzplätzen und einem reichhaltigen Angebot zur Verfügung, die alle von der Gastronomiegruppe zfv geführt werden. Sie werden rege genutzt: Während der Vorlesungszeit werden pro Tag zwischen 7500 und 8000 preisgünstige Menüs verkauft, und auch ausserhalb der eigentlichen Essenszeiten sind Mensen und Cafeterias beliebte Treffpunkte. UZH und ETH arbeiten übrigens auch in diesem Bereich zusammen: Den Studierenden und Mitarbeitenden beider Hochschulen stehen alle ihre Mensen gleichermaßen offen.

Dem Reichtum an universitären Verpflegungsmöglichkeiten steht – so scheint es mir wenigstens – ein Mangel an Lokalen in der Umgebung gegenüber, die von Deutschen wohl «Studentenkneipen» genannt würden. Das Niederdorf und die Altstadt sind zwar nicht weit weg, aber spezifisch studentisches Leben ist dort wenig spürbar; dies im Unterschied zu kleineren, meist alten Universitätsstädten wie Heidelberg, Tübingen oder Leuven.

Das Wort *Mensa* stammt übrigens vom lateinischen *mensa* «Tisch» und ist damit ein Pars pro Toto («Tisch» für «Verpflegungsstätte»), ähnlich wie das englische *board* («Tischbrett» für «Verpflegung») im Ausdruck *board and lodging* «Verpflegung und Unterkunft». In der englischen Universitätsprache, in der es bekanntlich viele Latinismen gibt, ist das Wort nicht gebräuchlich; Mensen heissen dort *dining hall*, *canteen* oder so ähnlich. Nicht mit *Mensa* verwandt ist das ebenfalls universitäre, aber nur noch wenig bekannte *Mensur*, «Zweikampf» bei «schlagenden» Studentenverbindungen. Es kommt von lateinisch *mensura* «das Messen» und ist über «(gemessener) Abstand der Fechter im Zweikampf» zur seiner heutigen Bedeutung gekommen.

Zumindest in Amerika findet man trotzdem *me(n)sas*: In Staaten wie Colorado oder New Mexico gibt es Hochplateaus bzw. «Tafelberge», die *mesa* (spanisch «Tisch» aus lateinisch *mensa*) heissen. Der Weg vom lateinischen *mensa* zu den modernen Wörtern führt bei *Mensa* «Kantine für Studierende» also über die Funktion, bei *mesa* «Tafelberg» über die Form.

Andreas Fischer, Rektor

Ausschreibung

Die Gebert RUF Stiftung fördert mit ihrem neuen Programm «Rare Diseases – New Approaches» innovative, angewandte Forschung zur Diagnose und Behandlung seltener Krankheiten. Die Ausschreibung richtet sich an Forschende an Schweizer Hochschulen. Projekteingabe bis 31. Juli 2010, Informationen unter www.grstiftung.ch

Training für den Ernstfall

Seit neuestem bieten die Career Services der UZH sogenannte Mock-Interviews an. Bei diesen simulierten Bewerbungsgesprächen lernen Studierende, sich im rechten Licht zu präsentieren.

Von Alice Werner

Jonas Fellmann findet schnell einen Draht zu Menschen. Er sei aufgeschlossen und rede gern, sagt der Medizinstudent im sechsten Semester, «manchmal müsste ich mich aber mehr zurück nehmen.» Heute, an diesem ersten schönen Frühlingstag im Jahr, kann Jonas prüfen, ob er mit seiner Selbsteinschätzung richtig liegt: Übers Internet hat er sich zu einem Mock-Interview der Career Services angemeldet.

Eine halbe Stunde lang wird er sich typischen Bewerbungsfragen zu Werdegang und Person stellen. Vom Rollenspiel und dem anschliessenden Feedback erhofft sich der Student Aufschluss über Stärken und Schwächen seiner Selbstdarstellung. Wie gut kann er Werbung für sich machen? Wie kommt seine Einstellung beim Gesprächspartner an? Hat er genügend Motivation gezeigt?

Nur nicht aus der Fassung geraten

Um 13 Uhr ist es so weit, Jonas sitzt im Büro von Natalie Breitenstein, wissenschaftliche Mitarbeiterin der Career Services, und erzählt gut gelaunt aus seinem Leben: Wie er im Vorpraktikum gelernt habe, geduldig mit Patienten umzugehen und dass er im Studium erstmals hart um Anerkennung kämpfen müsse. Natalie Breitenstein unterbricht seinen Redefluss, möchte genauer wissen, wie Jonas mit Misserfolgen und Problemen umgeht. Eine typische Stressfrage, die Bewerber unter Druck setzen und aus der Reserve locken soll. Reagiert Jonas spontan, hat er sich vorbereitet und eine Antwort auswendig gelernt oder verliert er die Contenance? Nichts von alledem, der Student lässt sich

nicht provozieren, bleibt ruhig und souverän und gibt eine gute Antwort: «Schlechte Prüfungsergebnisse ziehen mich nicht runter. Im Gegenteil: Ich sehe sie als Motivation, mich in Zukunft mehr anzustrengen.» So geht er weiter durch seinen Lebenslauf, eloquent und konzentriert. Natalie Breitenstein wird später seinen sympathischen Auftritt loben.

Jonas gehört zu jenen zielstrebigem Studierenden, die sich rechtzeitig vor ihrem Berufsstart Gedanken machen um die eigene «Employability», also die individuelle Arbeitsmarktfähigkeit. Das Angebot der Career Services, im Rahmen eines simulierten Job-Interviews eine typische Bewerbungssituation durchzuspielen, nimmt der Student gerne an. Unternehmen überlegen sich sehr sorgfältig, wen sie warum einstellen. Mit Fachwissen und Zusatzqualifikationen kann man zwar punkten, doch Attraktivität auf dem Arbeitsmarkt hat heute auch viel mit Identität und Selbstbewusstsein zu tun – ein Kandidat muss fachlich wie menschlich zum Stellenprofil passen.

Spontan und ehrlich

Dass Personalchefs im Bewerbungsgespräch vor allem die Soft Skills eines Kandidaten herauskitzeln wollen, weiss auch Natalie Breitenstein: «Wir stellen in unseren Mock-Interviews daher keine branchenspezifischen Fragen, sondern klopfen eher die Sozial- und Persönlichkeitskompetenz der Studierenden ab.» Fragen wie: «Arbeiten Sie lieber allein oder im Team?», «Wie würde ein guter Bekannter Sie beschreiben?», «Welche negativen Eigenschaften haben Sie?», «Was unternehmen Sie in Ihrer Freizeit?», sollen die Studierenden zu Selbstreflexion motivieren. Wer nicht weiss, wer er ist und wohin er

will, kann sich kaum überzeugend präsentieren. «Es gibt Studierende», sagt Breitenstein, «die bereits die Frage nach ihrer Studienmotivation aus der Bahn wirft. Andere reden sich im Bewerbungsgespräch um Kopf und Kragen, versuchen sich zu verstellen oder ihre Fähigkeiten zu relativieren.» Den besten Tipp, den sie Studierenden mit auf den Weg geben könne, sei dann auch denkbar einfach: «Authentisch sein! Und lächeln!» Sympathische Menschen hält man nachweislich für kompetent.

Diesen Rat hat Jonas wohl intuitiv befolgt. Natalie Breitenstein, in der Rolle der Personalverantwortlichen, ist mit dem angehenden Mediziner jedenfalls sehr zufrieden. «Mimik und Gestik waren lebendig, die Antworten kamen spontan und wirkten ehrlich.» Und wie hat der Student das Interview erlebt? «Es war sehr aufschlussreich, sich selber in so einer Stresssituation zu erleben. Und das positive, konstruktive Feedback gibt mir Sicherheit für den Ernstfall.»

Dennoch wäre Jonas wohl gern härter ran genommen worden. Doch die Zuckerbrot- und-Peitsche-Strategie überlässt Natalie Breitenstein lieber den realen Personalchefs: «Wir möchten den Studierenden die Angst vor dem Bewerbungsgespräch nehmen und ihnen durch eine Analyse ihrer Stärken und Schwächen zu einem selbstsicheren Auftritt verhelfen.»

Die Career Services der Universität Zürich unterstützen Studierende bei der Karriereplanung. Anmeldung für die kostenlosen Mock-Interviews unter: <http://www.careerservices.uzh.ch/studierende/events/mockinterview.htm>

Alice Werner ist Journalistin.

Tag der Lehre

Kritik erwünscht

Gelehrt und gelernt wird fast täglich an der Universität. Einmal im Jahr jedoch gibt es ein kurzes Innehalten, am «Tag der Lehre» nämlich. Eine Gelegenheit für Studierende und Dozierende, kritisch und kontrovers zu diskutieren, was im Hochschulunterricht gut läuft und was geändert werden sollte.

Im vergangenen Herbst wurde ein solcher Tag der Lehre zum ersten Mal durchgeführt, dieses Jahr wird er am 27. Oktober stattfinden. Auf gesamtuniversitärer Ebene wird wie vergangenes Jahr eine Plenumsdiskussion mit Studierenden und Dozierenden durchgeführt. Anders als beim letzten Mal aber sollen diesmal die übrigen Veranstaltungen – Workshops, Dialogangebote, Gesprächsrunden – dezentral an den einzelnen Instituten auf die Beine gestellt werden.

Eine eigenes Programm zum Tag der Lehre führte mit gutem Ergebnis schon letztes Jahr das Englische Seminar durch. «Der übersichtliche und persönliche Rahmen begünstigte den Austausch zwischen Studierenden und Lektoren», sagt Assistent Martin Mühlheim, der den Anlass organisierte. Auf sogenannten «Dialoginseln» im Seminargebäude, aber auch mittels Fragebögen, die im Vorfeld verteilt wurden, brachten die Studierenden ihre Kritik an. Ihre Wortmeldungen wurden nicht nur gesammelt und ausgewertet – es folgten auch konkrete Massnahmen: Studierende müssen nun beispielsweise nicht mehr das gesamte Grundstudium absolviert haben, um an bestimmten Veranstaltungen des Aufbaustudiums teilnehmen dürfen.

«Der Anlass wirkte über seinen unmittelbaren Zweck hinaus auch integrierend für das ganze Institut», bilanziert Mühlheim. «Leute aus den verschiedenen Teilbereichen des Seminars, die sich sonst selten über grundsätzliche Herausforderungen in der Lehre unterhalten, schätzten die Gelegenheit zum vertieften Gespräch.» *dwe*

Informationen zum Stand der Planung des Tages der Lehre: www.lehre.uzh.ch/tagderlehre2010

uniKnigge Die Beratungsecke

Wie stark soll man gute Noten betonen?

Im universitären Alltag lauern viele Fallstricke und Fettnäpfchen. Angehörige der Universität geben an dieser Stelle Tipps, wie heikle Situationen zu bewältigen sind. Diesmal Roger Gfroerer, Leiter der Career Services der UZH, zum Thema: **Wie stark soll man bei einer Bewerbung auf seine akademischen Leistungen aufmerksam machen?**

«Bei allen Bewerbungen gilt es grundsätzlich, auf diejenigen Kenntnisse und Erfahrungen aufmerksam zu machen, die für die entsprechende Position relevant sind. Dass es bei einer Bewerbung im Forschungs- und Hochschulbereich auf den akademischen Leistungsausweis ankommt, versteht sich von selbst. Umgekehrt sollten Sie aber keinesfalls Ihre universitären Erfahrungen unter den Tisch kehren, wenn Sie sich für eine Stelle ausserhalb der Akademie bewerben. Beachten Sie in diesem Fall vielmehr folgende vier Punkte:

- Ihr Erfolg hängt wesentlich davon ab, ob Sie verständlich darlegen können, weshalb und inwiefern Ihre an der Universität erworbenen Kompetenzen und Kenntnisse für die anvisierte Stelle von Bedeutung sind. Erklären Sie ausdrücklich, welche

Roger Gfroerer,
Leiter der
Career Services



Ihrer akademischen Fähigkeiten sich auf welche Weise auf die Arbeitswelt übertragen lassen. Überlegen Sie sich vor einem Bewerbungsgespräch gezielt, wie Sie den Beweis erbringen können, dass Sie in der Lage sind, Ihre Fähigkeiten im Berufsalltag einzusetzen.

- Seien Sie sich bewusst, dass nicht überall bekannt ist, welche Leistungen hinter einem akademischen Abschluss stecken. Doktorierende sind besonders gefordert, explizit aufzuzeigen, welche Fähigkeiten sie sich während der Dissertations- und Assistenzzeit erworben haben, beispielsweise im Bereich Projektmanagement, Budget- oder Personalführung.
- Mit der blossen Angabe eines akademischen Titels lässt sich auf dem nichtakademischen Arbeitsmarkt kein Kompetenzprofil kommunizieren. Nennen Sie deshalb spezifische Merkmale und Qualitäten Ihres Studiums: also etwa eine besondere Fächerkombinationen, Auslandsaufenthalte oder die Themen ihrer Forschungsarbeiten.
- Führen Sie unbedingt aussercurriculare Erfahrungen an. Sie ergänzen das akademische Profil. Je mehr diese Erfahrungen mit der angestrebten Stelle zu tun haben, desto besser.»

Fragendomino

Was Sie schon immer wissen wollten

Gibt es einen freien Willen?

Benedikt Korf, Assistenzprofessor für Humangeografie, gibt die Domino-Frage weiter an Matthias Mahlmann, Ausserordentlicher Professor für Rechtstheorie, Rechtssoziologie und internationales öffentliches Recht: «Müssen wir unser Alltagsbild vom freien Willen aufgrund der neurowissenschaftlichen Forschung revidieren, und was bedeutet dies für unsere Vorstellungen von Moral?»

Matthias Mahlmann antwortet:

«Lieber Herr Korf, ein weitverbreitetes Missverständnis moderner neurowissenschaftlicher Forschung ist, dass ihre Ergebnisse die Existenz des freien Willens des Menschen in Frage stellen. Dies ist nämlich keineswegs der Fall. Zwar gibt es Vertreter der Neurowissenschaften, die derartige Thesen mit einer gewissen belebten Emphase vertreten. Ein genauerer Blick auf die Forschungsergebnisse zeigt aber, dass die Wissenschaft weit entfernt ist, menschliches Entscheiden und Handeln tatsächlich in einem deterministischen Sinne erklären zu können.

Die menschliche Willensfreiheit ist zweifellos ein schillernd rätselhaftes



Matthias Mahlmann
und Benedikt Korf

Phänomen. Diese Rätselhaftigkeit ist aber wissenschaftstheoretisch kein guter Grund, die Existenz eines solchen Phänomens für unmöglich zu halten. Es verwundert deswegen nicht, dass es viele (und gewichtige) Stimmen gerade auch in den verschiedenen Neurowissenschaften gibt, die die Existenz des freien Willens betonen.

Es gibt mithin keinen wissenschaftlich gewichtigen Grund, die Grundprinzipien menschlicher Moralität zu revidieren. Auch das Recht und seine Wissenschaft haben keinen Anlass, auf Ideen wie Schuld zu verzichten – nicht aus verstaubtem Konservatismus, sondern aus Neigung zur Orientierung an aufgeklärter, kritisch-reflektierter Wissenschaft.

Es mag unbequem sein – aber auch die moderne Neurowissenschaft entlässt die Menschen nicht aus ihrer praktischen – moralischen und rechtlichen – Verantwortung.

Matthias Mahlmann richtet die Domino-Frage an Christian Steineck, Ausserordentlicher Professor für Japanologie: «Welches ist Ihr Lieblingshaiku?»

Gesellschaft verstehen, aber wie?

Sind die Sozialwissenschaften zu theorieverliebt? Zu selbstbezogen? Zu wenig engagiert? Zu wenig kooperativ? Wissenschaftler der UZH debattieren darüber, wie sich ihre Fachrichtung zukünftig entwickeln sollte.

Von David Werner

Täuscht der Eindruck? Oder sind die Sozialwissenschaften in der öffentlichen Wahrnehmung seit den Neunzigerjahren tatsächlich etwas in den Hintergrund geraten? Der Soziologe und Philosoph Peter-Ulrich Merz-Benz, Leiter des Forums Philosophie der Geistes- und Sozialwissenschaften am Philosophischen Seminar, hat für eine Vorlesungsreihe im laufenden Semester Vertreterinnen und Vertreter mehrerer sozialwissenschaftlicher Disziplinen dazu eingeladen, über Aufgabe und Funktion, momentanen Zustand und Zukunft ihres eigenen Fachs zu sprechen. Eine Zwischenbilanz der Veranstaltung zeigt: Die Sichtweisen und Positionen sind recht vielfältig.



Bild David Werner

«Gesellschaft ist nicht Natur, man kann sie durch blosses Messen und Zählen nicht erfassen.»

Peter-Ulrich Merz-Benz, Soziologe und Philosoph

Gastgeber Peter-Ulrich Merz-Benz selbst vertritt die Meinung, die Sozialwissenschaften sollten sich mehr auf ihre Eigenarten und Qualitäten besinnen, statt den Naturwissenschaften nachzueifern. «Gesellschaft ist nicht Natur, sondern das Ergebnis sinnhaften, wertgeleiteten Handelns», argumentiert er, «sie kann daher durch blosses Messen und Zählen allein nie vollumfänglich erfasst werden.» Deutungen und Bewertungen der Gesellschaft seien von ihrer Realität nicht zu trennen. «Jeder, der sich in der Gesellschaft bewegt, interpretiert sie auch – und formt sie schon dadurch mit», erklärt Merz-Benz. Auch die Forschung sei durch ihre Analyse- und Deutungsarbeit laufend daran beteiligt, gesellschaftliche Wirklichkeit hervorzuheben. «Sozialwissenschaften sind ein Teil dessen, was sie untersuchen. Die Position des unbeteiligten empirischen Beobachters ist den Sozialwissenschaften daher verwehrt»,

betont Merz-Benz. Sein Anliegen ist, die Reflexion gesellschaftlicher Selbstbeschreibungen gegenüber dem blossen Ansammeln von Daten nicht zu sehr in den Hintergrund geraten zu lassen. Den soziologischen Klassikern wie Max Weber, Emile Durkheim, aber auch Niklas Luhmann sei ein entsprechender Stellenwert im Studium einzuräumen.



Bild David Werner

«Woran es unserer Disziplin fehlt, sind verbindliche wissenschaftliche Standards.»

Jörg Rössel, Soziologe

Ganz anders sieht dies Soziologieprofessor Jörg Rössel. Für ihn ist das Gewicht, das den Theorieklassikern in der Lehre noch immer zukommt, ein Hinweis auf den mangelnden Theorienfortschritt im Fach. Die Soziologie sollte sich eher an den «Sciences» als an den Geisteswissenschaften orientieren, findet er. Dazu gelte es, klare wissenschaftliche Standards festzulegen und verbindlich durchzusetzen; dies sei bisher versäumt worden. «Wir sollten bewährte methodische Ansätze kumulieren und Unbrauchbares für immer verwerfen», empfiehlt Rössel. Stattdessen aber stünden heute in der Soziologie verschiedenste Richtungen und Schulen isoliert nebeneinander, die egoistisch ihr jeweiliges Paradigma verträten. Fortschritte in der Theoriebildung blieben so aus. «Immer noch kann man in den Sozialwissenschaften Karriere machen und Erfolg haben, indem man nebulöse Behauptungen aufgrund zweifelhafter Methoden aufstellt», kritisiert Rössel.

Im Geiste der Aufklärung

Kurt Imhof, Professor für Publizistikwissenschaft und Soziologie, beschäftigt ein anderes Problem. Er stellt einen Umschwung der Fachkultur seit den Neunzigerjahren fest. «Der aufklärerische Gestus», so Imhof, «ist auf dem Rückzug.» Wenn Forschende Präsenz und Engagement in der Öffent-

lichkeit zeigten, werde dies fachintern kaum mehr honoriert. Was zähle, seien allein Publikationen in Fachzeitschriften für Spezialisten. Diese falsche Anreizstruktur führe zu wissenschaftlicher Selbstbezogenheit, zu immer stärkerer Binnendifferenzierung und zu schwindender Aussenwirkung – mit negativen Folgen auch für die Sozialwissenschaften selbst: «Ihre Reputation und Akzeptanz schwindet, wenn sie öffentlich nicht mehr sichtbar sind», warnt Imhof.



Bild Frank Brüdert

«Das Rumoren der öffentlichen Diskurse hält die Idee vom Besseren lebendig.»

Georg Kohler, Philosoph

Am Anspruch der Sozialwissenschaften, gesellschaftlich Einfluss zu nehmen, hält auch Georg Kohler, Professor für Politische Philosophie, fest. Er plädiert für das «Modell einer Sozialtheorie in praktischer Absicht» – und beruft sich dabei auf die Frankfurter Schule, insbesondere auf den Sozialphilosophen Jürgen Habermas. Die Sozialwissenschaften, so Kohler, sollten bei aller Genauigkeit ihrer Analysen die Leitfrage aller Gesellschaftsdebatten immer im Blick behalten, die da laute: «Was sollen wir tun, um gut und richtig zusammenzuleben?» Während Wirtschaft und Politik scheinbar alternativlos an Systemlogiken und Sachzwänge gekettet seien – Kohler nannte als Beispiel in seinem Vortrag die aktuelle Finanzkrise –, halte allein das Rumoren der öffentlichen Diskurse die Idee des Besseren wach. Deshalb sei Öffentlichkeit als Bezugspunkt für die Sozialwissenschaften zentral.

Integratives Denken gefordert

Speziell auf die Situation an der UZH bezieht sich Publizistikprofessor Otfried Jarren. «Das grosse vorhandene Potenzial der hiesigen sozialwissenschaftlichen Fächer liesse sich weit besser entfalten, wenn mehr



Bild Frank Brüdert

«Die Sozialwissenschaften an der UZH sollten enger zusammenarbeiten, um ihr grosses Potential zu entfalten.»

Otfried Jarren, Prorektor, Publizistikwissenschaftler

und enger zusammengearbeitet würde», sagt er. Noch mangle es an integrativem Denken und einer gemeinsamen Interessenspolitik. Jarren wünscht sich eine «Umstellung von individueller Gelehrsamkeit hin zur Wissensproduktion in institutionellen Kontexten». Lehrstuhlübergreifend gelte es zu überdenken, wie, wozu und für wen man Wissen produzieren wolle. Nach Auffassung des Prorektors sollten die Sozialwissenschaften der UZH den Anspruch verfolgen, öfter mit integrativen Analysen und Reports zu sozialen Entwicklungen in der wissenschaftlichen Gemeinschaft in Erscheinung zu treten. Gesellschaftlich wirksam zu werden bedeute, Öffentlichkeit und politische Entscheidungsträger regelmässig und zielgerichtet mit Monitorings und Empfehlungen zu versorgen. Wolle man mit teuren und aufwändigen empirischen Grosstudien sichtbar nach aussen treten, brauche es mehr institutionelle Kontinuität und mehr Kooperation; angefangen beim Aufbau gemeinsamer Datenpools bis hin zu einer fächerübergreifenden methodischen Kernausbildung.

Lebhafter Disput

In der Vortragsreihe referierten auch der Ethnologe Peter Finke, der Linguist Heiko Hausendorf, der Sozialpsychiater Paul Hoff, die Ethikerin Suzann-Viola Renninger, der Ethiker Anton Leist und die Psychologin Brigitte Boothe. Am 27. Mai findet eine öffentliche Schlussdiskussion mit dem Titel «Welche Sozialwissenschaft wollen wir?» statt. Die Debatte verspricht anregend zu werden.

Schlussdiskussion: 27. Mai, 10.15 h, UZH Zentrum, Rämistrasse 71, KOL F 117.

Visionen zur Weiterentwicklung der Doktoratsstufe

Ein Campus mit Strahlkraft und ein Haus für den Nachwuchs

Ein Schaufenster für die Forschung könnte es werden, eine Plattform für den öffentlichen und den inneruniversitären Diskurs, ein Forum für Debatten über Wissenschaft und Gesellschaft, ein Ort gelebter universitärer Vielfalt. Die Rede ist von einem Haus für den wissenschaftlichen Nachwuchs an der UZH. Ein solches Haus würde Raum bieten für fächer-, länder- und generationenübergreifende Kontakte. Renommierte Forschende aus dem Ausland könnten hier Station machen, Emeriti ihr Wissen einbringen, Doktorierende unterschiedlicher Fächer gemeinsame

Projekte entwerfen. «Das Haus könnte als ein Magnet für neugierige Geister und wissenschaftliche Talente wirken», sagt Prorektor Otfried Jarren, «es wäre strahlkräftiger Mittelpunkt des neu zu schaffenden UZH-Campus für junge Forschende.»

Wie andere forschungsstarke europäische Hochschulen auch, hat die UZH in den letzten Jahren die Doktoratsstufe markant gestärkt. Kernstück der Reform sind die sogenannten strukturierten Doktoratsprogramme. Sie bieten den Doktorierenden kooperative, breit abgestützte Betreuung

im Team und Vernetzungsmöglichkeiten mit der Spitzenforschung. Seit 2008 fliesen zentrale Mittel in den Aufbau solcher profilbildenden Programme.

Als letzte noch ausstehende Strukturmassnahme zur Neugestaltung der Doktoratsstufe ist jetzt ein UZH-weiter Campus für die einzelnen Doktoratsprogramme vorgesehen. Dieser Campus soll helfen, organisatorische Doppelspurigkeiten zu vermeiden. Zentrale Dienstleistungen könnten gebündelt werden, so etwa Koordination, Aussenauftreten, überfachliche Kompetenzen,

Tagungs- und Veranstaltungsmanagement, Vernetzungsplattformen, Administration, IT-Support oder Information internationaler Bewerberinnen und Bewerber.

Ein Entscheid darüber, ob an der UZH ein solcher Campus geschaffen werden soll, wird im kommenden Herbst fallen. Zu entscheiden ist auch, ob im Rahmen dieses Campus das besagte zentrale Haus für den Nachwuchs realisiert werden soll. Als Vision existiert es bereits. «Die Diskussion über die Idee», sagt Jarren, «ist eröffnet.»

David Werner

Ein Markt für Masterstudiengänge

Immer mehr Studierende ausländischer oder anderer Schweizer Hochschulen bewerben sich für ein Masterstudium an der Universität Zürich. Der Aufwand, die Zulassungen zu prüfen, steigt, auch weil Studierende sich an mehreren Orten bewerben.



Bild Frank Bröderli
Claudia Hiestand, Leiterin der Abteilung Studierende, und Eva Eichenberger, Leiterin der Zulassungsstelle.

Von Markus Binder

Mit Bologna ist eine neue Schnittstelle geschaffen worden, die an den Universitäten zu erheblichem Mehraufwand führt. Nicht jede und jeder mit einem Bachelor in der Tasche kann nämlich einfach so in Zürich ein Masterstudium beginnen. Während Studierenden mit einem Bachelor der UZH im selben Fach der Anschluss gesichert ist, muss die Universität die Dossiers jener Personen sehr genau prüfen, die ihre 180 Kreditpunkte an einer ausländischen, an einer anderen Schweizer Universität oder an einer Schweizer Fachhochschule erworben haben.

Zuerst kontrolliert die Zulassungsstelle der Abteilung Studierende die umfangreichen Dossiers formal. Sie bildet damit das Eingangstor für alle, die für einen Master an die Universität Zürich kommen möchten. Das Dossier wird darauf geprüft, ob alle Unterlagen vorhanden sind, dazu gehören neben dem Bewerbungsschreiben,

dem Lebenslauf und einer Kopie des Passes natürlich das Bachelordiplom und vor allem ein Nachweis, welche Kurse im Bachelorstudium mit welchem Umfang und welcher Note abgeschlossen worden sind. Allenfalls sind auch ein Lateinnachweis für Fächer der philosophischen Fakultät oder ein englisches Sprachdiplom für gewisse Master der Mathematisch-naturwissenschaftlichen und der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät nötig.

Nur mit Auflagen zugelassen

Nur mit einem kompletten Dossier können dann in einem zweiten Schritt die Fakultäten und Institute beurteilen, ob die fachlichen Voraussetzungen für ein bestimmtes Masterstudium gegeben sind. Fast jeder Zweite (45 Prozent) wird ohne Auflagen und Bedingungen zu einem Masterstudium zugelassen. Alle anderen müssen entweder im Laufe des Studiums Kurse nachholen oder noch vor Beginn abschliessen. Weil jede

Universität die inhaltlichen Schwerpunkte nicht nur auf der Master-, sondern auch schon für den Bachelorstufe etwas anders setzt, kann es zum Beispiel durchaus vorkommen, dass jemand mit einem Bachelor in Politologie der Universität Bern für einen Master im selben Fach an der Universität Zürich noch einen Kurs nachholen muss. Die Universitätsleitung will keine Angaben darüber machen, ob die Fächer immer den richtigen Massstab ansetzen: «Die inhaltlichen Anforderungen können nur von den Fächern adäquat definiert werden», sagt Thomas Hildbrand, Leiter des Bereichs Lehre. Die Universität fordert aber, dass sich die Fächer intensiv universitätsübergreifend untereinander abstimmen, um den administrativen Aufwand zu verringern.

Rund 1000 Studierende haben fürs letzte Herbstsemester das Onlineformular für eine Bewerbung zum Masterstudium ausgefüllt und die Bewerbungsgebühr von 50 Franken bezahlt. Die Hälfte stammt aus dem Ausland, grösstenteils aus Deutschland, und mehr als ein Drittel betraf die Wirtschaftswissenschaften. Die Zahl der Bewerbungen hat seit dem Herbstsemester 2007 mit der schrittweisen Einführung der Masterstudiengänge laufend zugenommen. Eva Eichenberger, Leiterin der Zulassungsstelle, schätzt, dass sie bis auf 1500 pro Semester steigen wird.

Die Hürde nach der Fachhochschule

«Die Prüfung der Gesuche erfordert einen erheblichen Zeitaufwand sowohl in den Fakultäten, wie auch in der Zulassungsstelle», sagt Eichenberger. Die Zulassungsstelle zum Beispiel musste auf 660 Stellenprozent ausgebaut werden. Vor allem vor und nach dem Bewerbungstermin Ende April wird auf Hochtouren gearbeitet: «Wir wollen schliesslich allen, die sich korrekt bewerben, den Start im Herbstsemester ermöglichen.» Claudia Hiestand, Leiterin der Abteilung Studierende, betont, dass die Abläufe sich gut eingespielt haben und schlank ausgestaltet sind. So leitet beispielsweise die Zulassungsstelle ein Viertel der Bewerbungen gar nicht erst an die Fakultäten

weiter, weil aus formellen Gründen eine Absage erteilt werden musste, oder weil für die Immatrikulation keine fachliche Prüfung notwendig war. Insgesamt werden pro Dossier im Schnitt 90 Minuten aufgewendet.

Weil die UZH in der Philosophischen Fakultät im Gegensatz zu den meisten anderen Universitäten zwei Nebenfächer verlangt, müssen viele Auswärtige noch ein Nebenfach nachholen. Auflagen und Bedingungen werden auch an fast alle Absolventinnen und Absolventen von Fachhochschulen gestellt: «Ihr Hauptproblem ist, dass sie im wissenschaftlichen Arbeiten nicht geschult sind», sagt Hiestand. Häufig werden sie nochmals ins Bachelorstudium eingeteilt. Eine genaue Liste regelt, mit welchem Fachhochschulstudium man welchen Master an welcher Universität in Angriff nehmen darf. Trotzdem kommt es aber immer wieder zu Problemen, auch wegen Bezeichnungen. So entspricht ein Bachelor in Business Administration einer Fachhochschule inhaltlich nicht dem in der Liste verlangten Abschluss in Betriebsökonomie.

Hohe Rückzugsquote

Nicht alle, die in Zürich studieren dürften, kommen aber auch tatsächlich. 53 Prozent aller Bewerbungen werden nämlich wieder zurückgezogen, darunter auch ein Drittel von jenen, die ohne Auflagen oder Bedingungen hätte anfangen können. «Hier zeigt sich der neue Markt der Masterstudien, denn viele Studierende bewerben sich an mehreren Orten», sagt Claudia Hiestand. Sie hat bei anderen Universitäten nachgefragt und festgestellt, dass die Rückzugquote überall ähnlich hoch ist. Hildebrand findet es aus bildungspolitischer Sicht begrüssenswert, dass die Studierenden ihren Studienort selber auswählen. Aus Sicht der Universität jedoch wären tiefe Rückzugsquoten das beste Zeichen für eine hohe Reputation. Die Universität will die Entwicklung in den nächsten drei Jahren beobachten, bevor sie hierzu strategische Entscheide fällt.

Markus Binder ist Journalist.

Weiterbildungsangebot der Personalabteilung der UZH

Lernen am praktischen Beispiel: Wie Mitarbeitende besser beurteilt werden können



Bilder Frank Bröderli
Verena Kilchenmann, Präparatorin.



Max Gassmann, Veterinärphysiologe.

Im laufenden Semester führt die Personalabteilung erstmals eine interne Weiterbildung zum Thema Mitarbeitendenbeurteilung durch. Das Angebot ist auf Vorgesetzte im universitären Umfeld zugeschnitten. Im Vordergrund des ganztägigen Führungsseminars steht das Fallbeispiel «Tobias Meier», dessen Leistungen die Teilnehmenden

in Einzelarbeit konkret beurteilen. Die Ergebnisse werden dann im Plenum diskutiert. Anschliessend werden in Gruppen praxisnah verschiedene Sequenzen eines Beurteilungsgesprächs simuliert. Kurze theoretische Inputs kommen hinzu, in denen Sinn und Zweck des Führungsinstrumentes erklärt wird.

Max Gassmann, Professor für Veterinärphysiologie an der UZH, nahm im vergangenen April am Kurs teil. Er zeigt sich beeindruckt von der Professionalität des Human-Ressourcen-Spezialisten Reto Keller. Profitiert habe er auch von den praxisnahen Fallbeispielen. Er sieht aber auch Optimierungsmöglichkeiten: «Die Bedürfnisse und Erfahrungen unter den Teilnehmenden lagen ziemlich weit auseinander. Mitarbeitende im technischen Bereich müssen anders instruiert und nach anderen Massstäben beurteilt werden als wissenschaftliches Personal.»

Verena Kilchenmann, Präparatorin am Institut für Rechtsmedizin, zeigte sich vom Kurs begeistert. Sie leitet seit eineinhalb Jahren ein vierköpfiges Team. Bisher musste sie erst eine Beurteilung schreiben. Sie möchte in Zukunft alljährlich Gespräche mit ihren Mitarbeitenden führen und mit greifbaren Zielvereinbarungen ihr Team motivieren. «Der Kurs hat mich in meiner Beurteilungsfähigkeit bestätigt und mir Sicherheit gegeben.» Für den Fall, dass ihr zukünftig Zweifel kommen, in welcher Form sie bestimmte

Aussagen machen soll, weiss sie, dass sie in der Personalabteilung Unterstützung finden kann.

Verena Kirchenmann sieht nach dem Kurs im Mitarbeitendengespräch mehr ein Führungs- und Förderinstrument, welches die Teammitglieder im Beruf weiterbringen soll – und weniger nur ein Leistungsbarometer. Ihrer Meinung nach sollten alle Führungskräfte der Universität den Kurs besuchen, damit zugunsten der beurteilten Mitarbeitenden eine stärkere Vereinheitlichung erreicht werden könne.

Praxisnaher Inhalt, reger Erfahrungsaustausch, kompetente Leitung: Verena Kilchenmann und Max Gassmann empfehlen den Kurs wärmstens.

Julie Bessermann

Das nächste Führungsseminar zum Thema «Grundlagen der Mitarbeitendenbeurteilung – Leistungen beurteilen und erfolgreich besprechen» findet am 23. Juni statt. Informationen unter www.pa.uzh.ch

«Schwitzen macht mich glücklich»

Psychologiestudentin Julie Bessermann wollte mal etwas Neues wagen. Unter den rund achtzig Sportarten, die der ASVZ anbietet, probierte sie vier aus, die ihr am fremdartigsten vorkamen – und erlebte einige Überraschungen.



Arme strecken zu sphärischer Musik: Julie Bessermann versucht sich im Chi Ball.



Zweikampf im japanischen Hakama-Kostüm: Shin Aiki.

Von Julie Bessermann

Ja, ich gehe ins Kondi und bin eine derjenigen, die möglichst mehrmals in der Woche gemeinsam mit 200 Gleichgesinnten im Kreis herumrennen. An die frische Luft will ich meist nicht und auch keine Choreographie lernen – eine Stunde anonym und abgelenkt schwitzen macht mich glücklich. Um aus Gewohnheiten auszubrechen, habe ich beschlossen, einige mir bis anhin unbekannte körperliche Aktivitäten auszuprobieren. Die Auswahlkriterien waren simpel – neu und möglichst ungefährlich sollte der Sport sein. Iglubauen ist leider schon voll besetzt und «Pfungstwanderung auf dem Jakobsweg» wurde aus dem Angebot genommen, da zu wenig Interesse. Also blieben mir noch folgende UZH-Sportarten:

Zuschlagen beim Body Combat

Schon weit vor der Stunde begann die mentale Vorbereitung auf den Kampf gegen mein inneres Schweinehündchen, welches auf Trab gebracht werden sollte durch Body Combat, eine ursprünglich australische Mischung aus Boxen, Karate, Tai Chi und Workout.

Nun ist es so weit; beim Betreten des Raumes entdecke ich neben gefechtsbereiten Studierenden meine Trainerin – etwa 1.60 Meter gross, schwarze Kleidung, Millimeterfrisur, Tattoo und dicke Muckis. Ich kriege ein wenig Angst, doch es gibt kein Zurück mehr. Heavy Metal dröhnt aus den Lautsprechern und «jetzt oder nie!» aus Chantals Mund. Ich beginne wie wild zu boxen, kicken und blocken. Zwischendurch bemerke ich im Spiegel einen verbissenen Ausdruck auf meinem Gesicht und dass andere es weitaus lässiger zu nehmen scheinen. Sprüche wie «Das isch schla, nöd Güige spile!» oder «Simmer da ide Chile?» motivieren, den imaginären Feind in die Flucht zu schlagen. Zum Schluss dürfen wir noch eine Runde rennen und Chantal einen Handschlag geben. Ich fühle mich stark, verschwitzt und bereit, bei einem Angriff schnell wegzurennen.

Gute Laune beim Ragga

«Feel the riddim of Jamaica ...» steht auf der Webseite des ASVZ – und ich habe ihn gespürt! Erwartet habe ich Dreadlocks und «Don't Worry about a Thing». Ich hatte Ragga fitnesstechnisch ziemlich unterschätzt, kam nämlich ziemlich ins Keuchen

und bei einigen Moves wurde mein Rücken etwas strapaziert. Der Altersdurchschnitt lag um 20 Jahre, wobei ein robuster älterer Herr sich wacker schlug und auch bei den verrenktesten Bewegungen gut mithielt. Anfänglich brauchte es etwas Überwindung, in Reihen möglichst locker zu Reggaeton Partymusik im Raum hin und her zu laufen, aber durch die sympathische Leiterin Priska Jelena wurde es mit der Zeit richtig spannend. Ich fiel zwar ständig aus dem Takt, und einmal missverstand ich die Anweisungen gar als einen Teil der Choreographie. Aber ich liess mir dadurch in guter Ragga-Manier die gute Laune nicht verderben.

Abheben beim Chi Ball

Die Fantasie ging mit mir durch: «Chi Ball», was für ein Name. Auf der Webseite machte ich mich klug und fand heraus, dass Chi Ball auf der Philosophie der chinesischen fünf Elemente – Holz, Feuer, Erde, Metall und Wasser – basiert und östliche und westliche Bewegungsformen wie Qi Gong, Yoga, Pilates und Feldenkrais verbindet.

Mit einem herzlichen «neu hier?» empfängt mich die blondlockige, quirlige Ina. Rundherum stehen alle barfuss auf Holzboden, darunter vermutlich ein paar Veganer. Ich soll einen Ball mit einer Farbe, «die meine Gefühle ausdrückt», auswählen und mit

einem Röhrchen aufblasen. Dieses Bällchen wird bei allen Übungen miteinbezogen. Mit dem ersten Ton der sphärischen Musik tauche ich in eine Welt ein, in der Früchte aus der Himmelerde gepflückt werden, farbige, süsse riechende Bälle in Kreisen umherschweben und von der einen zur anderen Hand tanzen. Mein Körper wird wie schmelzendes Blei gestreckt, so dass die Arme sich mindestens zwei Zentimeter länger anfühlen. Einige können sogar mit gestreckten Beinen die Wangen auf den Boden legen. Wir wärmen die Hände und legen sie über die Augen, um die Augäpfel zu entspannen. Als ich mich zum Schluss auf die Matte lege, verglüht in meinen Muskeln ein Feuer. Mit einem «Tschüss, Ina» geht man auseinander – alles duzis und entspannt hier. Eine Kunstgeschichtsstudentin erzählt mir, es gäbe neben arabischer und indischer Musik auch manchmal Songs aus dem Musical «Lion King».

Stockschwingen beim Shin Aiki

Beim Shin Aiki hatte ich mir lediglich den Namen angesehen, nicht aber die Beschreibung. Im Trainingsraum standen nun etwa zehn Personen, fast alle im selben Outfit, ähnlich wie es im Karate getragen wird – ein Hakama (traditioneller japanischer Hosensack), wie mir später geflüstert wurde. Es herrschte eine geheimnisvolle, aber of-

fene und herzliche Stimmung. Herein trat Masatoshi, ich nenne ihn ganz banausenhafte Zen-Meister. Er würde sich perfekt in einen Kill-Bill-Film von Tarantino einfügen. Ich soll mir einen Holzstab (Bo) auswählen, der mir etwa bis zur Stirn reicht. «Cool», sage ich mir, «ich werde beim Stöckchen schwingen eine ganz tolle Figur machen.» Falsch gedacht! Schmerzlich wird mir bewusst, wie miserabel meine beiden Hirnhälften zusammenspielen, und ich liebäugle sogar mit dem Gedanken, aufzugeben. Doch Cornelia (welche mit ihren langen Haaren eher nach Esoterik als nach Anwältin aussieht), zeigt mir geduldig die Schrittfolgen von Angriff und Verteidigung. Hier handelt es sich keineswegs um dreinschlagen, es wird stattdessen versucht, «die Energie des Angreifers in positive Bahnen zu lenken und flexibel zu reagieren». Vom Moment an, wo ich in einen Zweikampf aus spiralförmigen Bewegungen treten darf, macht es mir richtig Spaß. Später, beim gemütlichen Zusammensitzen mit den Teilnehmenden und dem Meister höchstpersönlich, wird mir erklärt, dass Shin Aiki weltweit einzig an der Universität Zürich zu finden ist, wo es auch ständig mit den Kursteilnehmern weiterentwickelt wird.

Fazit: Etwas Neues auszuprobieren lohnt sich (fast) immer – im Herzen bleibe ich jedoch ein Kondi-Fan.

Das Kondi hat seit Jahren Kultstatus, Yoga wird immer populärer

Zum Sportangebot des Akademischen Sportverbandes Zürich (ASVZ) beantwortet die Kommunikationsbeauftragte Nike Panitsas einige Fragen.

Frau Panitsas, welches sind die beliebtesten Sportarten, die der ASVZ im Angebot hat?

Nike Panitsas: Das Konditionstraining stösst quantitativ gesehen auf die grösste Nachfrage, gefolgt vom Yoga-Angebot, wobei das Kondi seit Jahren einen Kultstatus hat und Yoga einen rasanten Zuwachs erfährt. Aber man darf nicht nur auf die Teilnehmenden-Zahlen schauen. Für die Beliebtheit des gesamten Segelsport-Angebotes zum Beispiel spricht, dass schon am ersten Tag der Anmeldefrist jeweils rund 80 Prozent ausgebucht sind. Sehr beliebt unter ausländischen Teilnehmenden sind Disziplinen, zu welchen sie in ihrer Heimat kei-

nen Zugang haben, beispielsweise Skifahren oder Snowboarden.

Gibt es Trends und Veränderungen?

In den letzten Jahren nutzen immer mehr ASVZ-Kunden die Möglichkeit, in Cardio- und Krafttrainingsräumen ihr Training nach individuellem Zeitplan und Trainingsziel zu gestalten.

Was sind die Kriterien bei der Zusammenstellung des Gesamtangebotes?

Das Angebot des ASVZ ist in den gut sieben Jahrzehnten seines Bestehens gewachsen, es wird nicht Semester für Semester neu erfunden. Auf die Entwicklung des Angebots nehmen mehrere Faktoren Einfluss, vorderhand Trends bei der Nachfrage und das Selbstverständnis des ASVZ. Das Angebot bewegt sich in den Spannungsfeldern Out-

door – Indoor, Winter – Sommer, Wasser – Berge, Tradition – Trend, Team sport – Einzelsport, Action – Relax, Körper – Geist.

Warum werden auch exotische Sportarten angeboten?

Ob eine Sportart als «exotische Randsportart» wahrgenommen wird oder nicht, ist eine Frage des Standpunkts. Uns ist wichtig, mit unserem Angebot einen Ausgleich und eine Ergänzung zu Studium und Beruf zu schaffen. Und zwar für möglichst unterschiedliche Bedürfnisse. Wir möchten den Spass an der Bewegung fördern und damit zur Gesundheit und zum Wohlbefinden des Einzelnen beitragen. Ausserdem verstehen wir uns als lernende Organisation, die offen für Neues ist.

Interview jbe

Pflanzenbiologin tut sich mit einem Geologen zusammen

Fernpartnerschaft über 16 000 Kilometer



Elena Conti, Biologin.

In der Wissenschaft ist es wie in der Liebe: Manchmal findet man den idealen Partner durch Zufall, manchmal muss man seinem Glück etwas nachhelfen.

Pflanzenbiologin Elena Conti weist auf eine Fotografie, die sie an die Schrankwand geklebt hat. Das Bild zeigt einen Mann in kariertem Bergsteigerhemd in felsigem Gelände: Gideon Rosenbaum, Geologieprofessor. Er lehrt an der University of Queensland, Australien. Elena Conti stiess vor vier Jahren nach systematischer Recherche an verschiedensten geologischen Instituten auf ihn. Heute bilden die beiden zusammen eine unkonventionelle und höchst erfolgreiche fächerübergreifende Arbeitsgemeinschaft.

Elena Conti erforscht die Entstehung endemischer Pflanzenarten im Mittelmeerraum, insbesondere auf Korsika und Sardinien. Woher kamen diese Arten? Wann

kolonisierten sie das Mittelmeerbecken? Wer sind ihre engsten Verwandten? Um dies herauszufinden, fügt die Pflanzenbiologin Erkenntnisse verschiedenster Disziplinen wie Puzzlesteine zusammen. Neben der Molekularbiologie, der Paläontologie und der Ökologie ist für sie die Geologie besonders wichtig, denn die Trennung der Inseln vom Kontinent vor rund 30 Millionen Jahren war ein entscheidendes Ereignis für die Entstehung neuer Arten.

Der Einbezug geologischer Daten in ihre Forschung erwies sich jedoch bald als Problem. «Geologische Fachartikel sind für mich undurchdringlich», sagt sie. «Biologie und Geologie bilden unterschiedliche Welten, und es ist schwierig, jemanden zu finden, der sich in fachfremde Fragestellungen hineinendenken kann. Gideon Rosenbaum gelingt dies mit scheinbarer Leichtigkeit. Er ist ein begnadeter Vermittler», sagt Elena Conti. Sie erzählt begeistert von seinen Computeranimationen, welche die Bewegungen der Kontinentalplatten im Mittelmeer per Mausclick im Detail sichtbar machen. Rosenbaums wichtigste Aufgabe in den gemeinsamen Projekten ist es, die Komplexität geologischer Daten so weit zu reduzieren, dass sie für Elena Contis Studien verwendbar werden. Zugleich wacht er akribisch darüber, dass die notwendigen Vereinfachungen nicht zu Verfälschungen führen.

Ein integrativer Forschungsansatz, wie ihn Elena Conti pflegt, wäre ohne intensive Zusammenarbeit mit Forschenden aus anderen Disziplinen unmöglich. «Ich kann ja nicht überall Spezialistin sein!» Die Kooperationen der Biologin ergeben sich aus ihren Forschungsfragen heraus. In der Regel

ist daher sie selbst es, welche die Initiative zu einer Zusammenarbeit ergreift. Sie hat genaue Vorstellungen davon, was zu einer guten wissenschaftlichen Partnerschaft gehört: «Ich schätze es, Ideen auf respektvolle, offene und unhierarchische Weise zu diskutieren.» Grundlegend für das Funktionieren eines Kooperationsprojektes ist ein ausgeglichenes Verhältnis von Geben und Nehmen. Wenn die Zürcher Biologin mit Botanikern aus Korsika und Sardinien zusammenarbeitet, haben beide Seiten ihren Nutzen davon: Elena Conti profitiert vom spezifischen Wissen der Forschenden vor Ort; diese wiederum reizt die Aussicht, in internationalen Fachzeitschriften als Ko-Autoren publizieren zu können.

Ganz ohne Risiken sind Kooperationen aber nie, mit Konflikten ist zu rechnen. Heikel sind etwa Fragen rund um die geistige Urheberschaft. Welches ist der Minimalbeitrag, der geleistet werden muss, um in einer Publikation als Co-Autor erwähnt zu werden? Reicht es dazu, Pflanzen mitgesammelt zu haben? Man kann sich zur Lösung solcher Fragen kaum auf Konventionen stützen, deshalb müssen sie mit einiger Sensibilität von Fall zu Fall geklärt werden. «Gegenseitiges Vertrauen ist in solchen Situationen Gold wert», sagt Elena Conti. Wo es vorhanden ist, verhalten sich die Beteiligten grosszügiger. Zur Vertrauensbildung aber gehört normalerweise, dass man sich regelmässig von Angesicht zu Angesicht begegnet. Bei Elena Conti und Gideon Rosenbaum ist das selten möglich, denn zwischen Zürich und Brisbane liegen 16 000 Kilometer. Die Partnerschaft ist trotzdem ein Erfolg. *dwe*

Medienwissenschaftler aus der Schweiz und Indien machen gemeinsame Sache

Beim High Tea kommt man sich näher

Englisch kurzgeschoren und topfeben ist der Rasen, auf dem sich die fünf Abgesandten der Universität Zürich mit ihren indischen Forschungspartnern im Februar 2010 zum High Tea treffen. Ein Segel aus weissem Tuch schützt das schweizerisch-indische Akademikergrüppchen vor der sengenden Sonne. Der High Tea bildet den Abschluss eines dreitägigen «binationales Seminars», dessen Höhepunkt die feierliche Unterzeichnung eines Memorandum of Understanding ist. Die Universität Zürich und die Jamia-Millia-Islamia-Universität in Neu-Delhi bekunden darin ihren Willen, künftig enger zusammenzuarbeiten.

Dabei begann alles eher zufällig, wie Manuel Puppis erzählt. Der Oberassistent am Institut für Publizistikwissenschaft und Medienforschung (IPMZ) der Universität Zürich reiste vor zwei Jahren an eine Ta-

gung nach Stockholm. Puppis hatte sich gut vorbereitet: Zusammen mit Fachkollegen präsentierte er eine nachmittagfüllende Panel Session zu seinem Forschungsthema Media Governance.

Davon beeindruckt, lud ihn ein indischer Professor danach an eine Tagung nach Neu-Delhi ein. Der junge Kommunikationswissenschaftler zögerte – das Feld der Teilnehmenden war hochkarätig, aber das Geld für die Reise fehlte. Überraschend öffnete sich jedoch eine Tür. Das Verbindungsbüro der Pro Helvetia in Indien war bereit, die Kosten zu tragen.

So reiste Manuel Puppis an die Tagung nach Neu-Delhi. Die Begegnung erfuhr er als «horizontweiternd». «Wie kann ein Land den Zugang zu den Medien gewährleisten, wenn ein Drittel seiner Bevölkerung Analphabeten sind? Fragen wie diese weckten in mir das Sensorium dafür, wie stark unsere Theorien und Forschungsfragen westlich geprägt sind», bilanziert Puppis.

Beide Seiten befanden, dass es nicht bei diesem einmaligen Austausch bleiben sollte. Im letzten Sommer reisten Vertreter des Centre for Culture, Media and Governance der Jamia-Universität ans Zürcher IPMZ, wo man sich gegenseitig beschnupperte. Der nächste Schritt war der besagte Gegenbesuch in Neu-Delhi und die Unterzeichnung des Memorandum of Understanding.

Die Inder erhoffen sich davon einen Know-how-Transfer – ihr Institut, das erst vor wenigen Jahren gegründet wurde, sieht sich einer Flut von theoretischer und empirischer Grundlagenarbeit gegenüber. Die Zürcher wiederum erhalten aus erster Hand Einblick in Daten und Fallbeispiele, die

interessante Vergleiche und Länderstudien erlauben.

Für Nachwuchskräfte wie Puppis sind Kooperationen mit anderen Forschenden matchentscheidend. «Man kann damit den Output heben: mehr Publikationen, grössere Präsenz auf internationalen Tagungen, bessere Karten im Wettbewerb um internationale Forschungsgelder.» Daher entstehen auch immer wieder kleinere Schulterschlüsse. Die meisten sind situationsbedingt und dauern für eine Tagung, ein Sonderheft, eine vergleichende Länderstudie.

Konkurrenzstreben zwischen Forschenden um Anerkennung, Fördergelder oder Lehrstühle gibt es dabei nicht, wie Puppis erklärt: «Wer eine Professur im deutschsprachigen Raum anstrebt, steht nicht im Wettbewerb mit indischen oder belgischen Nachwuchskräften.» In der Summe überwiegt für ihn der Nutzen von Kooperationen deutlich, auch wenn deren Pflege mit einem gewissen Aufwand verbunden ist.

Puppis räumt ein, dass Kooperationen mit Partnern in Europa und Amerika für die Karriere vorteilhafter seien. So lohnt es sich beispielsweise, mit Wissenschaftlern im europäischen Ausland zusammenzuspannen, um an die Geldtöpfe der EU-Forschungsförderung zu gelangen. Je grösser die kumulierte wissenschaftliche Kompetenz, umso wahrscheinlicher ist es, bei der Mittelvergabe berücksichtigt zu werden.

Dennoch lohne sich der wissenschaftliche Austausch mit der indischen Jamia für ihn und für das IPMZ. Denn je zahlreicher die Kontakte, umso stimulierender das akademische Umfeld und umso weiter der persönliche Erfahrungshorizont. *sar*

Gute Verb rund um d

Forscherinnen und Forscher der UZH arbeiten mit anderen oder Forschungseinrichtungen in aller Welt zusammen, durch umfassende Vertragswerke abgesichert, um einen Gedanken- und Gedankenaustausch. Es wären viele Geschichten, die zustande kamen. Wir greifen



Illustration St

Weltweit verflochten

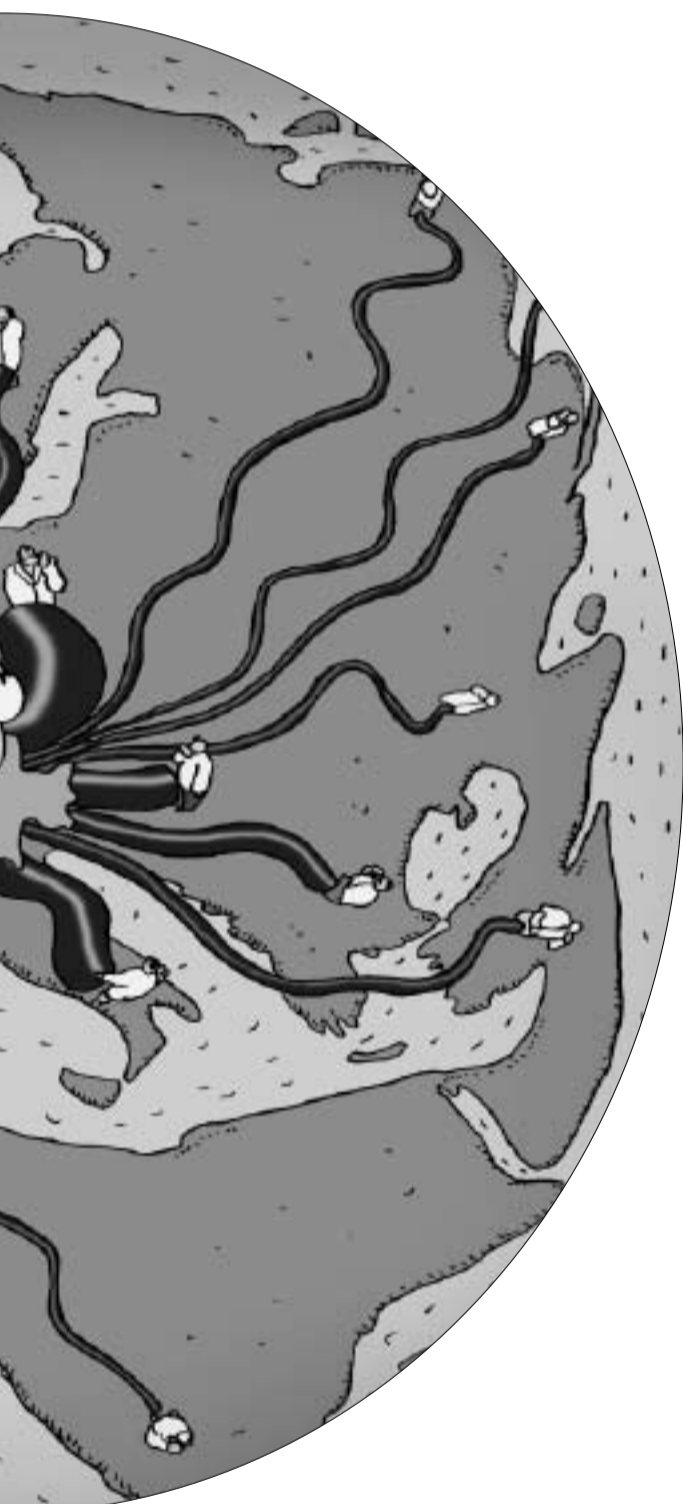
Mitarbeitende der UZH kommunizieren via E-Mail, via auch per Telefon. 13 552 Mal wurde im Monat Februar ins Ausland telefoniert. Eine kleine Statistik zeigt die Anzahl Anrufe von der Schweiz ins Ausland: USA und Kanada (899), Lateinamerika (63), Osteuropa (82), Mittlerer Osten (82), Südostasien (24), Australien/Ozeanien (25). Spitzenreiter sind – wenig überraschend – Deutschland (7813), Frankreich (919), Italien (800), Benelux (332), Skandinavien (357), Iberische Halbinsel, die nur einen einzigen Anruf erhielten, waren die Republik, Kamerun, Kenia, Angola, Ghana, Kosovo, Libanon. Die Daten stellte freundlicherweise Thomas Vetter



Manuel Puppis, Medienforscher.

Bindungen auf dem Globus

auf vielfältige Weise mit Hochschulen, Firmen zusammen. Manche der Kooperationsprojekte sind... andere leben vom informellen, persönlichen... darüber zu erzählen, wie solche Netzwerke... vier Beispiele heraus.



Stephan Liechti

n – auch per Telefon

Skype, via Videokonferenz, via Briefpost – und natürlich dieses Jahres von einem Festnetzanschluss der UZH aus, in welche Weltregionen wieviele Anrufe gingen: mit Balkan (259), Naher Osten (116), Ferner Osten (58), (33), Afrika nördlich der Sahara (13), südliches Afrika – die Ländern des benachbarten Auslandes: (800), Österreich (800), Irland/Grossbritannien (655), die Halbinsel (233) und Liechtenstein (71). in Estland, Litauen, Argentinien, die Dominikanische Republik, Pakistan, Afghanistan, Jordanien, Malta und Monaco. terli von den Informatikdiensten zur Verfügung.

Computerlinguist kooperiert mit Untertitelungsfirma und Sprachfächern

Clusterbildung bei Rotwein und Pizza

Wer mit wem? Die Frage hält nicht nur Pharmakonzerne und die Automobilbranche in Atem, sie beschäftigt gelegentlich auch Forschungsinstitute. Wegen der beschränkten eigenen Ressourcen ist die Bildung internationaler Allianzen gerade für kleine Fächer wie die Computerlinguistik überlebenswichtig. Chancen, beispielsweise an EU-Forschungsgelder heranzukommen, hat in diesem Bereich nur, wer sich mit Kolleginnen und Kollegen an anderen Instituten zusammentut.

Gut eingespielte Partnerschaften haben die besten Karten im internationalen Wettbewerb. Besonders erfolgreich im Fach Computerlinguistik ist derzeit die Achse Saarbrücken-Edinburgh. Zugang zu solchen etablierten Bündnissen zu finden, ist für Newcomer nicht einfach. «Um als Partner für andere attraktiv zu werden, muss man Kompetenzen aufbauen, die andere nicht haben», sagt Martin Volk, der seit zwei Jahren Professor für Computerlinguistik an der UZH ist. Es ist der Reiz des Ungewöhnlichen, mit dem sich auf dem wissenschaftlichen Heiratsmarkt punkten lässt.

Martin Volks Gebiet sind multilinguale Sprachanalyseprogramme sowie maschinelle Übersetzungen – wichtige Anwendungsfelder der Computerlinguistik. Seine Spezialität ist die automatische Übersetzung von Film-Untertiteln. Seit seiner Zeit als Professor an der Universität Stockholm arbeitet Volk nebenamtlich als Sprachtechnologie-Berater für eine der führenden Untertitelungsfirmen in Skandinavien.

Aus dem Praxisbezug gewinnt Volk wichtige Impulse und Ideen für seine Forschung. Durch seine Zusammenarbeit mit

dem Wirtschaftsunternehmen ist Volk über anstehende Probleme bei der Entwicklung von Übersetzungs-Software im Bilde. Seine Kontakte kommen auch den Studierenden zugute: Gerade erhielt Volk ein Set mit einer Million deutsch-englischer Untertitel: reichlich Analysematerial für Seminar- und Masterarbeiten.

Um Kooperationen aufzugleisen, streckt Volk seine Fühler in unterschiedliche Richtungen aus. Momentan ist er gerade daran, ein gemeinsames Projekt mit einer marokkanischen Universität zur Entwicklung einer Übersetzungs-Software für Arabisch aufzugleisen.

Dauernder informeller Austausch mit Forscherkollegen in verschiedenen Ländern gehören für Volk zum wissenschaftlichen Arbeitsalltag. «Man sucht beieinander Rat, tauscht Daten, testet gegenseitig Softwarelösungen.» Seine bewährtesten Gesprächspartner lernte Volk auf den verschiedenen Stationen seiner akademischen Karriere kennen, in Skandinavien, Deutschland, den Vereinigten Staaten. Die zeitweilige gemeinsame Forschungsarbeit war Grundlage für dauerhafte berufliche Freundschaften. Für Martin Volk ist klar: «Um sich ein verlässliches und inspirierendes Bezugsnetz aufzubauen, sollte man mehrfach die Universität wechseln.»

Um wissenschaftliche Kontakte auf lokaler Ebene bemüht sich Volk ebenfalls: Gegenwärtig organisiert er einen informellen Gesprächszirkel unter Forschenden, die sich im Raum Zürich mit Sprachtechnologie befassen, etwa bei Google, SVOX, Finnova, der Fachhochschule Winterthur oder der ETH. Nachbarschaft erhöht zwar die



Bild David Werner

Martin Volk, Computerlinguist.

Konkurrenz, ihr Vorteil aber ist, dass sie den regelmässigen, entspannten und spontanen Austausch ermöglicht. «Wir treffen uns in der Pizzeria, nicht in einem Konferenzsaal. Vorträge halten wir sonst schon genug.»

Auch im Bereich Lehre sucht das Institut für Computerlinguistik die Zusammenarbeit. Um fortgeschrittenen Studierenden die Möglichkeit zu bieten, Kompetenzen an der Schnittstelle von Sprache und Informatik zu erwerben, gleiste Volk vor zwei Jahren einen spezialisierten Masterstudiengang in Zusammenarbeit mit dem Deutschen, dem Romanischen und dem Englischen Seminar auf. Fester Bestandteil des Programms sind Intensivwochen an Partnerinstituten im Ausland. Studierende lernen so neue Aspekte des Faches kennen und bekommen erste Gelegenheiten, ihr eigenes europäisches Beziehungsnetz zu knüpfen. *dwe*

Die Universitäten Bern und Zürich schaffen Joint Master Antikes Judentum

Gemeinsam zurück an die Ursprünge

Dass Gesetze für alle Menschen verbindlich sind, dass Gott und die Welt geschiedene Sphären sind und daher keine Geister in der Natur hausen – das sind grundlegende Ideen der abendländischen Zivilisation. Erstmals formuliert wurden sie im Kulturkreis des Judentums vor über 2500 Jahren.

Konrad Schmid könnte zahlreiche weitere Beispiele für die mächtige Wirkungsgeschichte des antiken Judentums anführen. Einen eigenen Masterstudiengang Antikes Judentum gab es an der Universität Zürich aber bislang nicht – die hochspezialisierte Disziplin verfügte weder über genügend Forschungs- und Lehrressourcen, noch erschien es als realistisch, dass sich genügend Studierende dafür interessieren würden. Auch an den anderen Schweizer Universitäten gab es keinen entsprechenden Studiengang.

Doch Not macht erfinderisch. Und manchmal helfen günstige Umstände mit: Im Zuge der Bologna-Reform wurden die Fakultäten von der Universitätsleitung dazu aufgefordert, die Einrichtung spezialisierter Masterstudiengänge zu prüfen. Und an der Universität Bern war 2008 ein neuer Lehrstuhl für Judaistik mit Schwerpunkt antikes und mittelalterliches Judentum eingerichtet worden. Beide Begebenheiten legten die Idee nahe, die Kompetenzen der beiden Standorte Zürich und Bern für antikes Judentum zu bündeln. Plötzlich bot sich die Chance, die Disziplin in den Rang eines eigenständigen Studienfachs zu erheben.

Schmid machte den ersten Schritt. Er unterbreitete dem neuen Lehrstuhlinhaber an der Universität Bern, René Bloch, seine Idee, einen gemeinsamen Joint-Masterstudiengang Antikes Judentum auf die Beine zu

stellen. Der Berner Fachkollege sagte sofort zu. Beide betrachteten es als überfällig, dass die unterrepräsentierte Disziplin einen Platz im Fächerkanon ihrer Volluniversitäten erhielt. «Jüdische Studien waren in der Schweiz lange Zeit wenig verankert», erklärt Schmid. Dies etwa im Gegensatz zu Deutschland, wo aus historischen Gründen ein dichteres Netz von Lehrstühlen bestehe.

Dennoch konnte die Theologische Fakultät der UZH eine erhebliche Aussteuer in die neue Partnerschaft mit einbringen: Mit der Sigi-Feigel-Gastprofessur für Jüdische Studien und Konrad Schmid's Forschungsschwerpunkt in frühjüdischer Religionsgeschichte war man gut ausgestattet.

Bis der Joint-Masterstudiengang aber starten konnte, waren einige organisatorische Hürden zu nehmen. Es galt, die Regelwerke der Universitäten Zürich und Bern miteinander in Einklang zu bringen. Diese müssen unterschiedlichen kantonalen Vorgaben folgen und sind nicht in gleicher Weise institutionell verankert.

Schmid liess sich aber davon nicht abschrecken. Aufwand und Ertrag stehen durchaus in einem lohnenden Verhältnis, bilanziert er. Man habe mit Joint Masters bereits vorgängig Erfahrungen gesammelt und die Reglemente daher innert Jahresfrist unter Dach und Fach bringen können.

Den vorrangigen Nutzen für die Studierenden sieht Schmid in der Exklusivität des neuen Angebots: «Es vermittelt Kompetenzen, über die schweizweit nur wenige Dutzend Leute verfügen – ein hoch spezialisiertes und zugleich kulturgeschichtlich sehr bedeutsames Wissen, das es nur hier gibt». Ab dem kommenden Herbstsemester ist

es so weit. Dann können Studierende der Theologischen Fakultät nicht nur einen Mastertitel in Theologie und in Religionswissenschaft erwerben, sondern auch im Bereich Antikes Judentum. Zusammen bieten die beiden Trägeruniversitäten Zürich und Bern künftig ein umfassendes, attraktives Lehrangebot, das über die Landesgrenzen hinaus Studierende anziehen kann.

Schmid rechnet damit, dass aus der institutionellen Kooperation im Bereich Lehre künftig auch gemeinsame Forschungsprojekte entstehen könnten. Dies sei für die geisteswissenschaftlichen Disziplinen, die stark durch Einzelkämpfertum geprägt seien, ein willkommener Nebeneffekt der neuen Partnerschaft, so Schmid. Die Nähe mache es möglich, weitere Kooperationspotenziale auch in anderen Bereichen zu erkennen. Der erste Schritt dazu ist getan. *sar*



Bild Frank Brühler

Konrad Schmid, Theologe und Dekan.

Applaus

Der Systembiologe **Ruedi Aebersold** erhielt mit dem Otto-Naegeli-Preis einen der wichtigsten Schweizer Forschungspreise. Der Doppelprofessor von Universität und ETH Zürich wird für seine herausragenden Beiträge zur Eiweissforschung ausgezeichnet.

Walter Bär, Ordentlicher Professor für Allgemeine Gerichtsmedizin, hat von der Katholischen Universität Leuven die Ehrendoktorwürde erhalten.

Die Mediziner **Lars Hangartner**, SNF-Förderungsprofessor am Institut für Medizinische Virologie, und **Mike Recher**, bis 2008 Assistenzarzt an der Klinik für Immunologie am Universitätsspital, haben den renommierten Georg-Friedrich-Götz-Preis 2010 erhalten.

Heinz Heimgartner, Emeritierter Professor für Organische Chemie, wurde von der Universität St. Petersburg der Titel «Professor Honoris Causa» verliehen, in Anerkennung der chemischen Forschungs- und Lehrtätigkeit und der Zusammenarbeit mit der Chemischen Fakultät der Universität St. Petersburg.

Die Alzheimer-Spezialisten **Roger Nitsch** und **Christoph Hock** haben für ihr Spin-Off-Unternehmen «Neurimmune» den Innovationspreis der Zürcher Kantonalbank erhalten. Der Preis ist mit knapp 100 000 Franken dotiert und wird an besonders innovative Projekte an der Schwelle zum Markteintritt vergeben.

Georg Müller, Emeritierter Professor für Staatsrecht, Verwaltungsrecht und Gesetzgebungslehre, hat den Walther Hug Preis für hervorragende rechtswissenschaftliche Leistungen der Walther Hug Stiftung erhalten.

Rüdiger Wehner, Ordentlicher Professor für Zoologie am Zoologischen Institut, hat von der Eberhard Karls Universität Tübingen die Universitätsmedaille in Silber erhalten.

Fabrizio Zilibotti ist der «Premio Ciliegia d'Oro 2009» verliehen worden. Mit dem Preis werden Personen ausgezeichnet, die in der Emilia-Romagna geboren sind und die sich im gesellschaftlichen, kulturellen, industriellen, humanitären oder sportlichen Bereich besondere Verdienste erworben haben.

Publikationen

Werner Egli, Privatdozent für Ethnologie, und **Ingrid Tomkowiak**, Titularprofessorin für Europäische Volksliteratur am Volkskundlichen Seminar (Hrsg.): Sinne. Beiträge der Ringvorlesung der Privatdozierenden an der Universität Zürich im Herbstsemester 2008. Redaktionelle Mitarbeit: Helene Mülenstein. Chronos Verlag, Zürich 2010.

Werner Egli, Privatdozent für Ethnologie, und L. Kersten (Hrsg.): Kindheit und Jugend anderswo: Ergebnisse ethnographischer Feldforschungen. LIT Verlag, Berlin et al. 2010.

Bruno S. Frey, Emeritierter Professor für Wirtschaftswissenschaft, und C. Marti: Glück: Die Sicht der Ökonomie. Rüegger Verlag, Zürich, Chur 2010.

Christian Marek, Ordentlicher Professor für Alte Geschichte am Historischen Seminar, **Ronnie Gundelfinger**, Lehrbeauftragter am Zentrum für Kinder- und Jugendpsychiatrie und -psychotherapie, und **Hans-Christoph Steinhausen**, Emeritierter Professor für Kinder- und Jugendpsychiatrie (Hrsg.): Diagnose und Therapie von Autismus-Spektrum-Störungen. Grundlagen und Praxis. 1. Auflage. W. Kohlhammer GmbH, Stuttgart 2010.

Stephan Schmid, Privatdozent für Italienische Sprachwissenschaft, **Michael Schwarzenbach**, Assistent am Phonogrammarchiv, und **Dieter Studer**, Assistent am Phonogrammarchiv (Hrsg.): La dimensione temporale del parlato. Atti del 5° Convegno Nazionale AISV 2009. EDK Editore, Torriana 2010.

Peter Schnyder, Privatdozent: Alea. Zählen und Erzählen im Zeichen des Glücksspiels 1650–1850. Wallstein-Verlag, Göttingen 2009.

Clausdieter Schott, Emeritierter Professor für Rechtsgeschichte und Privatrecht: Kindesannahme – Adoption – Wahlkindschaft: Rechtsgeschichte und Rechtsgeschichten. Verlag für Standesamtswesen, Frankfurt am Main 2009.

Daniel Schreier, Ausserordentlicher Professor für Englische Sprachwissenschaften, P. Trudgill, E. Schneider, J. Williams (Hrsg.): The Lesser-Known Varieties of English: an Introduction. Cambridge University Press, Cambridge (UK) 2010.

Thomas Strässle, Privatdozent für Neuere Deutsche Literatur: Salz – Eine Literaturgeschichte. Carl Hanser Verlag, München 2009.

Björn von Rimscha, Assistent am IPMZ, Abteilung Media Economics & Management: Risikomanagement in der Entwicklung und Produktion von Spielfilmen. Wie Produzenten vor Drehbeginn Projektrisiken steuern. Aus der Reihe: The Business of Entertainment. Medien, Märkte, Management. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden 2010.

Daniel Thürer, Ordentlicher Professor für Völkerrecht, Europarecht, Staats- und Verwaltungsrecht, und T. Buergenthal: Menschenrechte: Ideale, Instrumente, Institutionen. Nomos, Baden-Baden 2010.

Helmut Weissert, Lehrbeauftragter der Mathematisch-naturwissenschaftlichen Fakultät, und I. Stössel: Der Ozean im Gebirge. Eine geologische Zeitreise durch die Schweiz. vdf Hochschulverlag, Zürich 2009.

Peter Zweifel, Ordentlicher Professor für theoretische und praktische Sozialökonomie, A. Preker, O. Schellekens (Hrsg.): Global Marketplace for Private Health Insurance. Strength in Numbers. The World Bank, Washington 2010.
Ders., F. Breyer und M. Kifmann: Health Economics. Second Edition. Springer-Verlag, Berlin, Heidelberg 2009.

«Versteift euch nicht»

Vom Studium ans höchste Gericht der Schweiz: Wie Beat Dold den Sprung ins Arbeitsleben gemeistert hat, erzählt er im dritten Teil einer unijournal-Serie zum Thema Berufseinstieg.



Gebaute Rechtsstaatlichkeit: Beat Dold in der imposanten Säulenhalle des Bundesgerichts in Lausanne.

Von Paula Lanfranconi

Respekt gebietend thront der neoklassizistische Monumentalbau hoch über Lausanne. Doch bevor man die ausladende Freitreppe ersteigt, muss man ein wenig schmunzeln, denn auf den Grasflächen beidseits der Treppen verrichten unbekümmert ein paar Hunde ihr Geschäft – Alltag an diesem Ort, wie man auf Nachfrage erfährt.

Oben angelangt, holt einen der Genius loci wieder ein. Monumentale Räume, goldener Jugendstilzierrat, dunkler Marmor. Und eine fast hörbare Stille. Diese Stille, sagt nun Beat Dold, habe ihn beim Bewerbungsgespräch vor zwei Jahren etwas abgeschreckt: «Man hätte doch gerne eine gewisse Dynamik und Kontakt mit Leuten.»

Still ist es auch in Beat Dolds Büro in der Ersten öffentlich-rechtlichen Abteilung. Von der Wand blickt Friedrich der Grosse, leicht respektlos bearbeitet von Andy Warhol. Hier verbringt der junge Gerichtsschreiber den grössten Teil seiner Arbeitszeit. Wie seine 140 Kolleginnen und Kollegen schreibt er Urteilsentwürfe zuhänden der 38 Bundesrichter. Einen öffentlichen Auftritt im ehrwürdigen Gerichtssaal hat er nur etwa einmal im Jahr.

Ein ständiges Ringen mit der Sprache

Das höchste Gericht der Schweiz behandelt unter anderem Beschwerden gegen Urteile der obersten kantonalen Gerichte. Beat Dold gefällt die Vielseitigkeit: Grundrechtsfragen, Baurechtsfälle, Umweltbelange, Strafverfahren. Er schätzt die hervorragende Datenbank und die umfassende Bibliothek – wichtige Grundlagen für seine solitäre Ar-

beit am Pult mit ihrer sehr geringen Fehlertoleranz, denn die Urteile aus Lausanne sind juristische Wegweiser. «Jeder Tag», sagt der 33-Jährige im marineblauen Pullover, «ist ein Ringen mit der Sprache.»

Der junge Aargauer gehört nicht zu jenen, die ihre Karriere von langer Hand planen; lieber lässt er sich von seinen Neigungen leiten. Schon früh schaut er über den juristischen Gartenhag hinaus. Er tritt der Schweizerischen Studienstiftung bei, besucht dort Kurse und Sommerakademien – von Rhetorik über Gentechnologie bis zur Erstellung eines Businessplans. Und er schnuppert internationale Luft. An der University of East Anglia studiert er während eines Austauschjahres internationales Recht.

Es sind diese Aktivitäten, die ihm noch vor Studienabschluss zu einer Stelle als Wissenschaftlicher Assistent am Institut für Völkerrecht der UZH verhelfen. Er schreibt seine Dissertation über ein Thema, das ihn fasziniert. Es geht um die Verantwortlichkeit internationaler Organisationen. Wer ist, zum Beispiel, verantwortlich für die Schäden, wenn die Nato im Kosovo bombardiert: Die Nato? Die Mitgliedstaaten? Die Diss empfand er als grosse Bereicherung. «So», fügt er bei, «habe ich gelernt zu forschen und vor allem zu schreiben.»

Nach seiner Doktorarbeit erlebt Beat Dold ein Stück Weltgeschichte. Am Ruanda-Tribunal der UNO in Arusha, bei dem es um die strafrechtliche Aufarbeitung des Genozids an über 800 000 Menschen geht, fasst er Zeugenaussagen zusammen, redigiert Prozessentscheidungen, recherchiert. Die schlimmen Geschichten von Morden und Vergewaltigungen berühren ihn.

Doch im Schweizer Justizwesen werden ihm weder sein Dissertationsthema noch das Praktikum in Arusha grosse Lorbeeren bringen. «Aber», sagt er, «es waren wichtige Erfahrungen.» Er würde wieder eine Doktorarbeit schreiben – auch wenn es heute als Luxus gelte, sich zweieinhalb Jahre lang mit einem Thema auseinanderzusetzen, während man in dieser Zeit auch das beruflich wichtigere Anwaltspatent machen könnte.

Den eigenen Neigungen folgen

Mittelfristig möchte er zurück ins Völkerrecht. Seine Motivation? «Mich in Konflikten zu engagieren, in denen Menschen in schwierigen Situationen sind.» Eine Option wäre ein internationales Tribunal. Aber auch das IKRK beeindruckt ihn durch die praktischen Konsequenzen seiner Arbeit. Bevor man den hehren Ort wieder verlässt, gibt einem der junge Jurist zuhänden seiner angehenden Fachkollegen eine Ermutigung mit auf den Weg: «Versteift euch nicht auf ein möglichst marktgängiges Berufsprofil, sondern nehmt euch die Freiheit, das zu tun, was euch auch Freude macht.» Den eigenen Neigungen zu folgen sei noch immer das beste Rezept zum Zufriedenwerden.

Bald ist die Mittagspause vorbei, und Beat Dolds Kollegen kommen zurück vom Joggen. Entgegen seiner anfänglichen Befürchtungen habe man ein sehr kollegiales Verhältnis. Direkte Aufstiegschancen gibt es für die Gerichtsschreiber nicht und so kaum Konkurrenzdenken. «Weltfremd», relativiert Beat Dold lachend, «ist das Bundesgericht deswegen aber längst nicht.»

Paula Lanfranconi ist Journalistin.

Zürcher Universitätsverein

Neu an der Spitze

Der Vorstand des Zürcher Universitätsvereins (ZUNIV) wählte Dr. phil. Eleftheria Xekalakis Matthys zur neuen Präsidentin. Sie doktorierte in Anglistik und ist Leiterin Public Relations, Medien und Publizistik der Helsana-Gruppe. Prof. Dr. iur. Wolfgang Ernst und Prof. Dr. phil. Hans-Joachim Hinrichsen wurden zu neuen Mitgliedern des Beirats des FAN (Fonds zur Förderung des akademischen Nachwuchses) gewählt. Sie lösen Martin Bernet (Präsident) sowie Josef Falkinger und Brigitte Boothe ab, welche aufgrund der reglementarischen Beschränkung auf zwei Amtsdauern zurücktraten.

gut

Veranstaltung des Gönnerclubs des FAN

Wie es mit Bologna weitergeht

Verbreitete Kritik an «Bologna» war für den Zürcher Universitätsverein (ZUNIV) Anlass, diese Reformen zum Thema einer Gönnerclub-Veranstaltung des Fonds zur Förderung des akademischen Nachwuchses (FAN) zu machen. Prorektor Otfried Jarren referierte unter dem Titel «Studium und Lehre an der Universität Zürich im Zeichen der Bologna-Reform: Zielsetzungen, Erreichtes und künftige Herausforderungen».

In der Analyse der Probleme und Herausforderungen trat Jarren vertieft auf das Problemfeld «Studierbarkeit» (Überprüfung von Anforderungen und Stoffumfang) und auf die Erneuerung der Doktoratsstufe als

Forschungs- und Förderstufe ein. Im Fazit hielt er fest, das Bologna-Modell sei in allen Fachrichtungen umgesetzt, in den meisten Fächern bestehe aber das neue Modell noch neben dem alten. Die systematisch erhobenen Erfahrungen deuteten auf mehrheitlich positive Ergebnisse, begleitet von unerwünschten und/oder unvorhergesehenen negativen Effekten. Zum Positiven gehöre, dass die Studierenden ihr Studium als planbarer erlebten, rascher Feedback ihres Studienfortschritts erhielten und die Studienfachwahl früher überprüfen könnten.

Ulrich E. Gut, Geschäftsführer FAN

Grosse Geburtstagsfeier

Zehn Persönlichkeiten hat die Universität Zürich an ihrem 177. Dies academicus mit einem Ehrendokortitel geehrt, zwei neue Ständige Ehrengäste hat sie ernannt.



Rektor Fischer im Kreis der Geehrten (von l.n.r.): Prof. Edward P. Lazear, Prof. Giorgio Malinverni, Prof. Christian Haass, Dr. Branco Weiss, Prof. Susan L. Ustin, Hans Jakob Siber, Dr. Klara Obermüller, Beat Glogger, Mona Zulficar.



Julian Führer, Mittelbau-Vertreter.



Rektor Andreas Fischer.

Die Universität Zürich hat am Samstag, den 24. April 2010, in Anwesenheit zahlreicher Gäste aus Wissenschaft, Politik, Wirtschaft und Kultur den Dies academicus zur Erinnerung an ihre Gründung festlich gefeiert.

Rektor Andreas Fischer widmete seine Dies-Rede dem Thema Sprachenvielfalt. In einem Gedankenexperiment übertrug er die Evolutionstheorie auf die Geschichte der Sprachen und lotete Möglichkeiten und Grenzen eines solchen Verfahrens aus. Er stellte fest, dass andauernde Variantenbildung sowohl bei Lebewesen als auch bei Sprachen vorkomme. Dagegen fehle bei der Herausbildung von Sprachen ein klares Selektionskriterium, das darüber bestimme, welche Merkmale sich durchsetzen.

Das Prinzip des «Survival of the Fittest» gelte unter Sprachen nicht, sprachliche Strukturmerkmale liessen sich nicht als evolutionäre Vor- oder Nachteile interpretieren. «Ich wage die Behauptung, dass sämtliche Sprachen der Welt von ihrer Komplexität und Funktion her grundsätzlich gleich sind, dass man also nicht fittere von weniger fitten Sprachen unterscheiden kann», sagte er.

Mehr Zeit für den Mittelbau

Julian Führer, Ko-Präsident der Vereinigung akademischer Mittelbau an der Universität Zürich (VAUZ), setzte sich in seiner Rede kritisch mit Reformansätzen im Mittelbau auseinander. Der Mittelbau brauche Zeit für die Qualifikation und eine wirtschaftliche Absicherung, welche die volle Konzentration auf die Qualifikation ermögliche.

«Wer an einer guten Universität auch einen guten Mittelbau will, muss ihm genügend Zeit für seine Forschung einräumen und sollte hochqualifizierte Assistierende nicht für zeitraubende Hilfsaufgaben heran-

ziehen», sagte er und betonte, dass manche Fakultäten diesbezüglich bereits auf einem guten Weg seien.

Ehrendoktorwürden der Fakultäten

Die Theologische Fakultät verlieh die Würde einer Doktorin ehrenhalber an **Dr. Klara Obermüller** in Anerkennung ihrer schriftstellerischen und journalistischen Arbeiten über Themen der Gerechtigkeit, der Religion und der Akzeptanz von Minderheiten.

Die Rechtswissenschaftliche Fakultät würdigte **Prof. Dr. Giorgio Malinverni** mit einem Ehrendokortitel für seine europaweite Verteidigung der Menschenrechte in Wissenschaft, Lehre und Praxis.

Menschenrechte sind auch das Anliegen von **Mona Zulficar**. Ihr verlieh die Rechtswissenschaftliche Fakultät einen Ehrendokortitel und würdigte so ihre Einflussnahme zugunsten universeller Menschenrechtsansprüche und Geschlechtergerechtigkeit in Ägypten sowie ihren Beitrag zum wissenschaftlichen Menschenrechtsdiskurs.

Prof. Edward P. Lazear hat sich um die Begründung und Weiterentwicklung der Personalökonomik verdient gemacht und wurde hierfür von der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät mit einem Ehrendokortitel geehrt.

Die Medizinische Fakultät verlieh die Würde eines Ehrendoktors an **Prof. Dr. Christian Haass** und anerkennt auf diese Weise seine Beiträge zur Beschreibung der intramembranären Proteolyse wie auch deren Bedeutung für die Neurodegeneration.

Die Vetsuisse-Fakultät anerkennt mit der Verleihung der Ehrendoktorwürde an **Beat Glogger** dessen grosse Verdienste in der Kommunikation wissenschaftlicher Inhalte. Mit einem zweiten Ehrendokortitel

würdigte die Vetsuisse-Fakultät **Prof. Dr. Priscilla Wyrick**. Sie wird geehrt für ihre jahrzehntelange Forschung über Chlamydieninfektionen bei Mensch und Tier und auch für ihre Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses und der interdisziplinären Zusammenarbeit.

Die Mathematisch-naturwissenschaftliche Fakultät (MNF) verlieh die Würde eines Doktors ehrenhalber an **Prof. Dr. Jean-Pierre Sauvage** in Anerkennung seiner Beiträge zur Entwicklung neuer Topologisch-Stereochemischer Methoden und deren Anwendung im Design von molekularen Mechanismen. Die Würde eines Doktors ehrenhalber verlieh die MNF auch an **Hans Jakob Siber** in Anerkennung seines Beitrags zur Saurierforschung. Ein dritter Ehrendokortitel ging an **Prof. Dr. Susan L. Ustin**. Die MNF anerkennt so ihre Beiträge zur Extraktion von ökosystemrelevanten Informationen aus Fernerkundungsdaten.

Neue Ständige Ehrengäste

Zu den Ständigen Ehrengästen der Universität Zürich ernannt wurden Dr. Michael Ambühl und Dr. Branco Weiss. Während sich **Dr. Michael Ambühl** im Konflikt zwischen der Türkei und Armenien durch seine Bemühungen um ein Friedensabkommen verdient gemacht hat, erhielt **Dr. Branco Weiss** Anerkennung für seine Grosszügigkeit, seinen Altruismus sowie sein Engagement sowohl für das Gemeinwohl als auch für die universitäre Forschung.

Lehrpreis für Michael Hengartner

Den diesjährigen Credit Suisse Award for Best Teaching erhielt **Prof. Dr. Michael O. Hengartner** (siehe Interview S. 3).

Das Forschungsstipendium der Walter und Gertrud Siegenthaler Stiftung erhielt **Dr. med. Andreas Flammer**, und je ein Wissenschaftspreis der Stiftung ging an **PD Dr. med. Janine Reichenbach** und an **Dr. med. Annelies Zinkernagel**. Mit dem UBS-Habilitationspreis der Philosophischen Fakultät wurde dieses Jahr **PD Dr. Martin Meyer** ausgezeichnet.

Jahrespreisträger 2010

Die Theologische Fakultät zeichnete **Hartmut von Sass** mit einem Jahrespreis für seine Dissertation «Sprachspiele des Glaubens» aus. Die Rechtswissenschaftliche Fakultät ehrte **Magdalena Forowicz** für ihre Dissertation «The Reception of International Law in the Case Law of the European Court of Human Rights. Harmonisation or Fragmentation of the European Legal Order?». Die Wirtschaftswissenschaftliche Fakultät verlieh ihren Jahrespreis an **Peter Fiechter** für seine Dissertation «Fair Value Option». Der Jahrespreis der Medizinischen Fakultät ging an **cand. med. Claudio Thurneysen** für seine Dissertation «Functional Inactivation of NF2/Merlin in Human Meso Glioma». Die Vetsuisse-Fakultät ehrte **Dr. med. vet. Kristina Museux** für ihre Doktorarbeit über die Übertragungswege des Bakteriums *Candidatus Mycoplasma turicensis* bei Katzen. Die Philosophische Fakultät verlieh ihren Jahrespreis an **Dr. Roberto LaMarca** für seine Dissertation «Vagal Functionality as Indicator for Biopsychological Stress Responsiveness and Beneficial Effects of Auricular Electrical Stimulation on Vagal Activity». Die Mathematisch-naturwissenschaftliche Fakultät ehrte **Séverine Urdy** für ihre Dissertation «Generic Aspects of Molluscan Shell Morphogenesis: Theoretical, Experimental and Comparative Approaches».

Was macht eigentlich ein ...

... Glasbläser?



Daniel Schnarwiler ist Leiter der Glasbläserei der Universität Zürich. Er stellt für Forscherinnen und Forscher spezielle Apparaturen aus Glas her, die für Versuche im Labor benötigt werden – etwa zum Destillieren.



Kleine Glasprodukte stellt Daniel Schnarwiler am Tischbrenner her. Die Arbeit beginnt meist mit einer Glasröhre, die in der Flamme durch gleichmässiges Drehen erhitzt und verformt wird.



Für grössere Glasprodukte benutzt der Glasbläser die Drehbank. Durch einen Schlauch bläst er Luft ins erhitzte Glas. So wird die Form und Grösse des Glases bestimmt, das hergestellt werden soll.



Je nach Bedarf schneidet Daniel Schnarwiler danach das Glas mit Frässhleiben und schleift es auf die gewünschte Länge. Dann wird das Glas in einem Ofen gleichmässig erhitzt, um Spannungen auszugleichen.



Zweimal jährlich bietet die Glasbläserei einen Semesterkurs an, in welchem interessierte Forscherinnen und Forscher einen Einblick in das Handwerk erhalten und selber Grundkenntnisse erlernen können.

Adrian Ritter, Redaktor UZH News

Die Glasbläserei auf dem Irchel-Campus beschäftigt drei Apparate-Glasbläser. Im Jahre 2009 erhielten sie rund 550 Aufträge – je zur Hälfte Reparaturen/Abänderungen und neue Produkte. Neben herkömmlichem Glas (Borsilikatglas) stellt die Glasbläserei auch Produkte aus hitzebeständigerem Quarzglas her. Daniel Schnarwiler ist seit 23 Jahren Leiter der Glasbläserei. www.aul.uzh.ch/technischerservice/glasblaeserei.html

Jeden Montag: «Bildung & Chancen» im Tages-Anzeiger

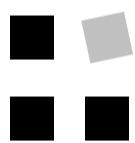
Für alle Bachelor-
und Masterstudierenden:
Die Serviceseite rund um die
Themen Bildung, Weiterbildung
und Karriere. Jeden Montag im
Kultur- und Gesellschaftsbund.
Für alle, die nie ausgelernt haben.

Dranbleiben.

Tages-Anzeiger



Lernpower – die interaktive Kolumne
für mehr Lust und Knowhow beim Lernen
Jeden Montag auf der Seite Bildung und Chancen
www.lernpower.tagesanzeiger.ch



HTW Chur

Hochschule für Technik und Wirtschaft
University of Applied Sciences

Das Studium mit Perspektive:

Master of Science in Informationswissenschaft

Die Informationsmenge wächst stetig und damit der Bedarf an
Spezialisten. Als einzige Fachhochschule in der Deutschschweiz bietet
die HTW Chur den Masterstudiengang in Information Science an.

Kernkompetenzen

technisches, organisatorisches und kommunikatives Know-how zur
Aufbereitung, Strukturierung und Sicherung von Daten aller Art

Vielfalt

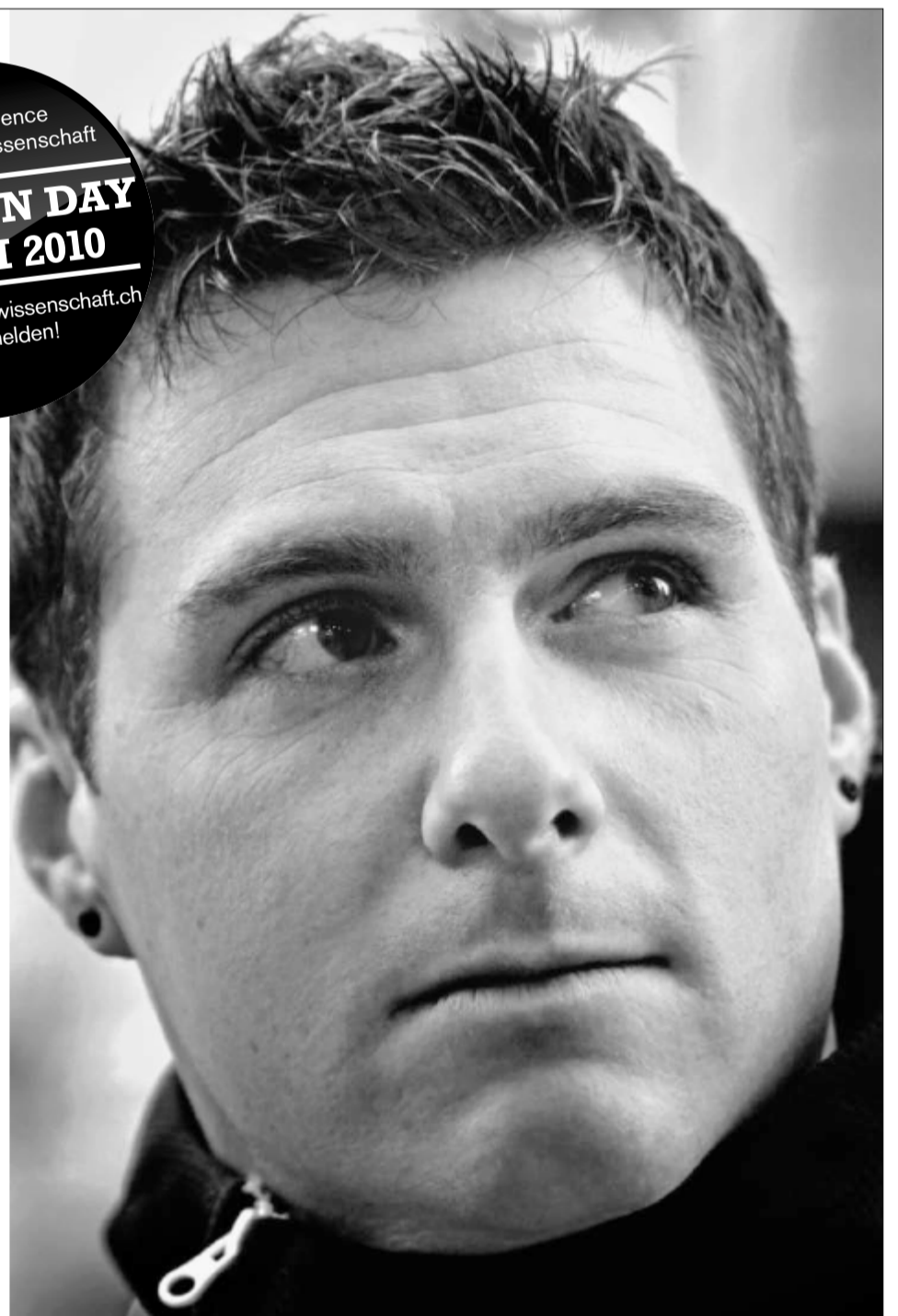
Vernetzung abwechslungsreicher Inhalte und moderner Medien,
zukunfts- und praxisorientierte Fragestellungen, Entwicklung
innovativer Ansätze

Berufschancen

ausgebildete Informationswissenschaftler arbeiten als Information
Manager, Information Consultant, Entwickler oder Kommunikations-
strategen in Verwaltung und Dienstleistung, Bibliotheks- und
Verlagswesen, IT und Industrie

Wann entscheidest DU dich für das Studium mit Zukunft?

Bis zum 31. Mai 2010 unter www.informationswissenschaft.ch
anmelden und ab September 2010 dabei sein.



Grosser Un(i)bekannter

Botaniker mit allen fünf Sinnen

Bild Frank Bröderli

Er ist kein Mediziner, und doch ist Rolf Rutishauser auf eine Augenkrankheit spezialisiert: die Pflanzenblindheit. Wer daran leidet, sollte einmal an einer Führung des Professors für Systematische Botanik durch den Irchelpark der Universität Zürich teilnehmen.

Zur raffinierten Dramaturgie dieser Nah-Exkursionen gehört es, dass der ignorante Besucher anfangs auf den Pflanzen herumtritt, die Rutishauser im nächsten Augenblick erläutert. Der Rundgang durch den Irchelpark beginnt nämlich nicht im unwegsamen Gebüsch, sondern zwischen den Belagssteinen des hochfrequentierten Platzes vor der Mensa.

Während Rutishauser unter den Veloständer kriecht, um behutsam ein Frühlings-Hungerblümchen auszupfen, bedauert er, dass die winzigen Pflänzchen auf dem restlichen Pflaster von einem Universitätsgärtner weggesengt wurden: «Diesen Aufwand hätte man sich sparen können. In ein paar Wochen wären die Pflänzchen ohnehin von der Sonne verdorrt gewesen und verschwunden.»

An einer weiteren Pflanzenart, die ebenfalls unter den Velopneus wächst, zeigt Rutishauser auf, dass auch seine Berufskollegen bisweilen mit Pflanzenblindheit geschlagen sind: «Das hier ist ein besonders fettes Exemplar von Arabidopsis, der Drosophila der Botanik. Wie beim Modellorganismus der Taufliegenart ist auch bei dieser Pflanzenart das gesamte Genom bekannt. Das macht sie zum idealen Stoff für Laborexperimente. Nur bemerken viele Botaniker nicht, dass dieselbe Pflanze, mit der sie den ganzen Tag gearbeitet haben, auch gleich vor ihrer Türschwelle wächst.» Ein gutes Bild auch für die von Rutishauser beobachtete Tendenz, dass Studierende lieber im Labor nach Genen fischen, statt draussen Pflanzen zu sammeln.

Auf Sternschneuern rumkauen

Das Veloständerturnen bleibt nicht der einzige Kraftakt. Die Teilnehmer der Führung müssen jetzt einen Hügel hinaussteigen. Dort gibt es Organismen zu sehen, die ganz am Anfang der Evolutionsgeschichte stehen: Cyanobakterien – auch Sternschneuze genannt: «Bei Nässe werden diese gallertartig. In China stehen sie auch auf dem Speiseplan.» Nicht nur dort: Rutishauser hat die glibberige Masse selbst schon während eines Vortrags vor Publikum verspeist. Ein Kollege machte ihn allerdings danach darauf aufmerksam, dass die urtümlichen Organismen durchaus



Vorlesung im Freien: Rolf Rutishauser vermittelt Naturwissen mit Leidenschaft.

auch giftig sein können. Gleichwohl rät Rutishauser seinen Studentinnen und Studenten immer: «Nehmt alles in den Mund! Schliesslich hat der Mensch nicht umsonst fünf Sinne.» Tatsächlich erkennt man den Thymian auch als Laie leicht am Geschmack. Und schon bald hat man zusammen mit Rutishauser den halben Park abgegrast.

Solche Erlebnisdidaktik kommt nicht nur bei der Studentenschaft gut an. Der 1949 geborene Sohn einer Thurgauer Bauernfamilie hält seine Führungen auch regelmässig für neue Mitarbeitende der UZH ab: «Dabei lerne ich immer wieder dazu. Eine italienische Hauswartin hat etwa versichert, dass der im Park wachsende wilde Oregano – neben der in der Küche oft verwendeten herkömmlichen Oregano-Art – auf jede Pizza gehört.»

Rutishauser wird dabei auch immer wieder klar, dass der Irchelpark für viele – ob für die Doktorandin oder den Raumpfleger – einen wertvollen Erholungsraum darstellt. Oder ein «Psychotop», wie er es gerne nennt. «Man muss sich fast 25 Jahre nach der Parkeöffnung in Erinnerung rufen, wie einschneidend der damalige Eingriff war. Mit der Winterthurerstrasse wurde eine der meist-

befahrenen Ausfallstrassen mit einer breiten Fussgängerbrücke überdeckt – heute sind die Stufen darauf der Lieblingsplatz vieler Studierender.»

Auch aus botanischer Sicht ist der Park ein Erfolgsmodell: Zahlreiche bedrohte Pflanzenarten konnten hier erfolgreich «angesalbt» werden. «Diese Pflanze hier, der festknollige Lerchensporn, kommt im Kanton Zürich wild gar nicht vor», wundert sich Rutishauser. «Natürlich haben viele Arten das Messer am Hals – Stichwort Rückgang der Biodiversität. Hier kann ich den Führungsteilnehmenden aber anhand von konkreten Beispielen zeigen, dass es immer wieder einige durch den Flaschenhals schaffen. So etwa der Bitterling, ein Enzianverwandter, am Lehmhang unterhalb der Hauptbibliothek Irchel. Es ist mir wichtig, diesen Optimismus an junge Leute weiterzugeben.»

Die Rückseite des Matterhorns

Dasselbe tut er auch im neuen botanischen Garten im Zürcher Seefeld: Der begnadete Vermittler wollte ursprünglich Mittelschullehrer werden. Doch es kam anders. Die Forschung liess ihn nicht mehr los. Nach einem Postdoc in Kanada kehrte er als wissenschaftlicher Mitarbeiter an die Universität Zürich zurück. Sein didaktisches Flair

kam auch hier zum Tragen: Ein Viertel seiner Arbeitszeit war im botanischen Garten allein für den Auskunftsdienst reserviert. Daneben organisierte Rutishauser Ausstellungen und hielt Vorträge, immer auch im direkten Kontakt mit interessierten Laien.

Obwohl die Gratwanderung zwischen Öffentlichkeitsarbeit und Akademie auch in seiner jetzigen Position als Titularprofessor weitergeht, steht mittlerweile etwas mehr Zeit für die Forschung zur Verfügung. «In meinem Spezialgebiet der Fuzzy Morphology geht es um verschwimmende Grenzen in der Pflanzenbeschreibung: Um die Frage, ob im Zweig einer Blütenpflanze nicht immer auch ein bisschen Laubblatt steckt oder ob ein Blatt nicht auch einem abgeflachten Zweig entspricht. Wichtig ist, dass man in der Pflanzenmorphologie und Entwicklungsgenetik verschiedene Perspektiven ernst nimmt. Also auch einmal das Matterhorn von hinten anschaut.»

Zumindest kennt man nach einer Führung mit Rolf Rutishauser schon einmal die Veloständer am Irchel von unten.

Daniel Morgenthaler, Journalist

Campusroman: «Invisible» von Paul Auster

Zerbrochene Illusionen an der Columbia University



Illustration: Azko Torda

Eine Schlüsselszene des Romans ist Adams Enttäuschung über den französischen Gastprofessor Born, der ihn eines Tages an einer New Yorker Studentenparty anspricht. Professor Born ist eine faszinierende Figur und zunächst ein Vorbild für Adam. Er ist geistreich, weltmännisch und ein guter Redner – ein spannender Gesprächspartner für den bildungshungrigen Adam. Nicht zuletzt hat er Margot an seiner Seite, eine attraktive Französin mit existenzialistischem Chic. Das Interesse der beiden an seiner Person schmeichelt Adam, und er verspricht sich von dieser Bekanntschaft eine karrierefördernde Wirkung. Born will ihm eine eigene Literaturzeitschrift finanzieren. Über sein Motiv dafür tappt Adam ebenso im Dunkeln wie der Leser.

Erotische Weiterbildung

Der bewunderte Professor entpuppt sich bald als Zyniker voller moralisch fragwürdiger Ideen. Seine Ansichten zu politischen Themen lassen dem braven Adam die Haare zu Berg stehen. Unterdessen wird Margots Interesse am Jüngling offenbar: Sie sorgt für Adams erotische Weiterbildung. Merkwürdig ist dabei bloss, dass Born die Affäre von Anfang an einkalkuliert zu haben scheint. Völlig geschockt ist Adam, als die beiden Männer von einem jungen Ganoven bedroht

werden und Born kurzerhand ein Springmesser zückt und den Jungen ersticht. Adam ist abgestossen von Borns Kälte und Reuelosigkeit und will endgültig nichts mehr von ihm und seiner Literaturzeitschrift wissen. Die Gewalttat verändert Adams Leben. Das Bild des gewandten Intellektuellen erweist sich als hohles Blendwerk. Daraufhin verliert auch die schöngeistige Dichterwelt für ihn jeden Reiz. Er löst sich von seinen akademischen und literarischen Ambitionen, um Jurist zu werden und sich in den Dienst der sozialen Gerechtigkeit zu stellen.

Erfolgreich, aber verbittert

Der Roman «Invisible» ist ein raffiniert konstruierter Meta-Bildungsroman, der ständig Fragen nach Kausalzusammenhängen in der Biografie aufwirft. Nach Adams Tod versucht James, der Protagonist der Rahmenhandlung, die Schauplätze und Personen, die für Adam eine Rolle spielten, wieder auffindig zu machen. Dabei trifft er auf Cécile, die 1967 oft mit Adam zusammen war. Die beiden teilten damals die Leidenschaft des Dichtens und Übersetzens und ebenso die hochfliegenden Ambitionen.

Vierzig Jahre später ist Cécile im Gegensatz zu Adam ihren Zielen treu geblieben: Sie ist als Literaturwissenschaftlerin tätig. Doch ihr Blick auf ihre eigene Arbeit könnte

sardonischer nicht sein: Ihre Aufgabe sei es, die Welt so langweilig wie möglich zu machen, erklärt sie James. Sie ist eine graue Maus geworden, deren Tätigkeit keinerlei Wirkung hat – und die intelligent genug ist, dies auch zu realisieren. An Cécile kann man demnach ablesen, was vielleicht auch Adam geblüht hätte, wenn er im Bereich des Schönegeistigen geblieben wäre: eine Karriere, die ihm eines Tages plötzlich nutzlos und lächerlich scheint.

Mehrere Figuren kommen im Roman vor, die biografische Möglichkeiten Adams repräsentieren: Der brillante aber unmoralische Professor, die erfolgreiche aber gelangweilte Wissenschaftlerin und der engagierte Jurist und Sozialarbeiter. Nicht zu vergessen ist dabei die Herausgeberfigur James: Er ist ein erfolgreicher Romanautor – und weist auch sonst viele Ähnlichkeiten mit seinem Schöpfer Paul Auster auf.

Florian Bissig

Der neueste Roman des amerikanischen Autors Paul Auster folgt dem Lebenslauf eines gewissen Adam Walker, einst hoffnungsvoller Jungliterat, später Jurist im Dienste der sozialen Gerechtigkeit. Nach seinem Tod gibt sein ehemaliger Studienkollege James Adams Memoiren-Fragmente heraus. Sie kreisen um das Jahr 1967. Damals studierte Adam an der Columbia University Literatur.

Paul Auster. Invisible. London: Faber and Faber 2009. 320 Seiten. (Das Buch erscheint im Juli bei Rowohlt in deutscher Übersetzung) Wir empfehlen an dieser Stelle Romane, die sich auf Wissenschaft oder Hochschule beziehen. Falls Sie kürzlich auf ein solches Buch gestossen sind und eine Besprechung schreiben möchten, wenden Sie sich an: unijournal@uzh.ch

Die Buchhandlung Deines Lebens!

Egal ob Bachelor, Master oder Doktorandin –
Huber & Lang hält Dir die Treue!

♥ attraktives Angebot an Studienliteratur
und grösste Auswahl an Fachliteratur

♥ zentrale Lage in Zürich (am
Stadelhofen und bei der Sihlpost)
und Bern (bei der Schanzenpost)

www.huberlang.com

10%
Studirabatt
auf jedem Einkauf*

* Studentenrabatt: nur gültig
gegen Vorweis einer Schweizer-Legi
(Hochschule, ETH oder Fachhochschule).
Kein Rabatt auf Abprodukte

HUBER & LANG



DER SCHWEIZER SPEZIALIST
FÜR FACHINFORMATION



n|w

Fachhochschule Nordwestschweiz
Hochschule für Soziale Arbeit

Evangelische
Hochschule
Freiburg



Master of Arts in Sozialer Arbeit mit Schwerpunkt Soziale Innovation

anwendungsorientiert
forschungsbasiert
international

Sehen Sie sich künftig in der forschungsbasierten Entwicklung und praktischen Umsetzung von innovativen Methoden, Verfahren und Programmen in der Sozialen Arbeit und der Sozialpolitik? Oder streben Sie eine wissenschaftliche Tätigkeit und ein Doktorat in diesem Bereich an?

Die Hochschule für Soziale Arbeit FHNW macht Ihnen das Angebot, sich in einem konsekutiven Master-Studium die dafür notwendigen Kompetenzen anzueignen.

Voraussetzung für das Master-Studium ist ein Bachelorabschluss in einer sozialwissenschaftlichen Disziplin.

Studienbeginn jeweils im September; Vollzeitstudium (3 Semester) und Teilzeitstudium (bis 6 Semester) möglich. Semestergebühr: CHF 700.–.

Dieses Master-Studium wird in Kooperation mit der Evangelischen Hochschule Freiburg i. Br. und der Universität Basel angeboten.

Weitere Informationen erhalten Sie unter:

masterstudium.sozialarbeit@fhnw.ch | Tel. +41 (0)848 821 011
www.masterstudium-sozialarbeit.ch

Fachhochschule Nordwestschweiz | Hochschule für Soziale Arbeit
Riggenbachstrasse 16 | CH-4600 Olten

www.fhnw.ch/sozialarbeit

«WIE BEGEISERT SIND WIR? – SPIRITUELLE PRAXIS»

Hochschulgottesdienst

Predigt: Friederike Osthof, Hochschulpfarrerin
Musik: Sébastien Schiesser, Saxophon

Sonntag, 16. Mai 2010, 11.00 Uhr
Predigerkirche, anschliessend Apéro

Weitere Angebote im Semester:
«Adamskostüm oder geistesgegenwärtig?» –
Wort-Wettbewerb
«Spuren des Christlichen in Räumen und
Klängen» – Klangexkursion
«Auf den Spuren der Pilger» – Stadtführung

Infos/Anmeldung: www.hochschulforum.ch

HOCHSCHUL
Forum
der reformierten Kirche Zürich

ERKENNEN EBENBILDICH ENGELSGEDULD

...und weitere Worte
sind bereits
vorgeschlagen

Wettbewerb

Welches ist Dein schönstes, kostbarstes, liebstes
Wort aus dem religiösen Sprachschatz?

1. Preis – Laptop, gestiftet vom Projekt
NEPTUN der ETH Zürich
2. Preis – Kolleggeldpauschale, gestiftet von
der Universität Zürich
3. Preis – Büchergutschein
im Wert von CHF 300.–, gestiftet von
der Buchhandlung KLIO

Details und Einreichung der Beiträge bis
Freitag, 23. Juli 2010:
www.hochschulforum.ch

HOCHSCHUL
Forum
der reformierten Kirche Zürich



Viva Italia Cucina tradizionale!

Bei uns erleben Sie die wahre Italianità mit typischen Spezialitäten, wie man sie normalerweise nur in Italien geniesst: Unsere hervorragenden Pizzas, hergestellt nach Originalrezepten des Pizza-Weltmeisters und ausgezeichnet mit dem Gütesiegel «Napoletanische Qualitätspizza DOC», unsere frischen Teigwaren, erlesenen Fleisch- und Fischgerichte sowie feinen Dolci werden Sie ebenso begeistern wie unser freundlicher Service und südländisches Ambiente.

«Buon appetito!»



**SchülerInnen, StudentenInnen und Lehrbeauftragte
essen gegen Vorweisung ihrer Legi 15 Prozent günstiger.
Gilt auch für eine Begleitperson!**

Wir sind sieben Tage in der Woche für Sie da:

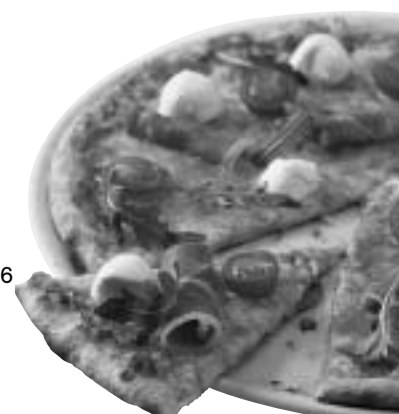
Ristorante FRASCATI

Zürich, Bellerivestrasse 2, Tel. 043 / 443 06 06

Ristorante Pizzeria MOLINO

Zürich, Limmatquai 16, Tel. 044 / 261 01 17
Zürich, Stauffacherstrasse 31, Tel. 044 / 240 20 40
Winterthur, Marktgasse 45, Tel. 052 / 213 02 27
Wallisellen, Einkaufszentrum Glatt, Tel. 044 / 830 65 36
Uster, Poststrasse 20, Tel. 044 / 940 18 48
Dietikon, Badenerstrasse 21, Tel. 044 / 740 14 18

www.molino.ch



www.spatz.ch



Über 60 Zeltmodelle
(Ganzjahresausstellung!),
Schlafsäcke, Matten,
Rucksäcke, Velotaschen,
Outdoorbekleidung,
Campingzubehör...

Draussen zählt nur das Beste

10% Studenten-Rabatt
bei Ihrem nächsten Einkauf bei SPATZ Camping Zürich
Mindesteinkauf Fr. 50.–. Gültig bis 30.09.2010

75 Jahre!
SPATZ
Camping Trekking Outdoor

SPATZ Camping Trekking
Hedwigstrasse 25
CH-8032 Zürich
Tel. 044 383 38 38
Fax 044 382 11 53
info@spatz.ch
www.spatz.ch



Antrittsvorlesungen

Hintertüren, Schlupfwinkel, Ausflüchte. Literarische Auswege bei Dostoevskij, Chams und Kabakov. 10. Mai, Prof. Dr. Sylvia Sasse, UZH Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 18.15h

«Lernen, lernen und nochmals lernen» – aber was, wo, von wem und wie? Forschung zu den Kontexten der Bildung von Kindern und Jugendlichen. 10. Mai, Prof. Dr. Peter Rieker, UZH Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 18.15h

Leben durch Tod – Ethische Betrachtungen zur Lebertransplantation. 15. Mai, PD Dr. Philipp Dutkowski, UZH Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 10.00h

Zu gross, zu klein: Grössenkosmetik oder medizinische Notwendigkeit? 15. Mai, Prof. Dr. Edda Weimann, UZH Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 11.15h

Finanzmarktregulierung im Spannungsfeld von Recht und Politik. 17. Mai, PD Dr. Christoph B. Bühler, UZH Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 17.00h

DNA Double-Strand Break Repair: from Mechanistic Understanding to Cancer Therapy. 17. Mai, Prof. Dr. Alessandro Sartori, UZH Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 18.15h

Versuchungen widerstehen – Bremspedal im Hirn. Beiträge aus der Neurowissenschaft zum Entscheidungsverhalten. 17. Mai, Prof. Dr. Daria Knoch, UZH Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 19.30h

Reductionist and Integrationist Routes toward a Better Understanding of Intestinal Tumors. 29. Mai, PD Dr. Giancarlo Marra, UZH Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 10.00h

Priorities for Zoonotic Disease Control: Evidence Based or Political Expediency? 29. Mai, Prof. Dr. Paul Torgerson, UZH Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 11.15h

Anti-Competitive Behavior and Competition Policy. 31. Mai, Prof. Dr. Michelle Goeree, UZH Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 18.15h

Veranstaltungen

Lesung von Yoko Tawada. 10. Mai, Yoko Tawada liest auf Deutsch und Japanisch aus ihren Werken. Moderation: Barbara Naumann, Literaturhaus, Limmatquai 62, 20.00h

Seeking for Identity: Christian and Religious Studies in Mainland China. 11. Mai, Prof. Dr. Lung-kwong Lo (The Chinese University of Hong Kong), Theologische Fakultät, Kirchgasse 9, 103, 12.15h

Freundschaftskult und kulturelle Identität – zur Korrespondenz des Ruricius von Limoges. 11. Mai, PD Dr. Gernot Müller (Luzern und Tübingen), UZH Zentrum, Karl-Schmid-Str. 4, F 175 (Seminarraum), 12.15h

Die Religion Michelangelos. 11. Mai, Prof. Dr. Emidio Campi, Romanisches Seminar, Zürichbergstr. 8, D31, 18.00h

2009 Lost Memories. 11. Mai, Filmreihe zum Thema Japan, Völkerkundemuseum, Pelikanstr. 40, 19.00h

Die Bemalung der Terrakotta-Armee des ersten chinesischen Kaisers. 12. Mai, Catharina Blänsdorf (Diplom-Restauratorin, Technische Universität München), Völkerkundemuseum, Pelikanstr. 40, 19.00h

Lebensbeginn im Spiegel des Medizinrechts. 14. und 15. Mai, mehrere Referierende, UZH Zentrum, Rämistr. 71, F 101, 08.45h

Führung durch die Sonderausstellung «Massenaussterben und Evolution»: «Das Ende der Dinosaurier und der Aufstieg der Säugetiere» (nur für Erwachsene geeignet). 16. Mai, Dr. Heinz Furrer, Zoologisches und Paläontologisches Museum, Karl-Schmid-Str. 4, 11.30h

Internationaler Museumstag. 16. Mai, Führungen durch die Sonderausstellungen um 12, 13 und 14h, Völkerkundemuseum, Pelikanstr. 40, 12.00h

Publizieren in der Geschlechterforschung. 17. Mai, Barbara Budrich, UZH Zentrum, Karl-Schmid-Str. 4, F-174, 17.30h

Mapping of Art and Social History in Novi Sad. 18. Mai, Zoran Pantelic (Co-founded the Novi Sad Art Associations «Apolutno» and «kuda.org_new media center»), Slavisches Seminar, Plattenstr. 43, 111, 18.00h

Arbeitsgesänge der Naga (Nordostindien). 18. Mai, Völkerkundemuseum, Pelikanstr. 40, 19.00h

Bronze- und eisenzeitliche Entdeckungen in der Wüste Taklamakan, Nordwestchina. 19. Mai, Dr. Christoph Baumer, UZH Zentrum, Karl-Schmid-Str. 4, F-175, 16.30h

Qualitätsfernsehen in der Krise? Das Fernsehen zwischen Profit und Anspruch. 19. Mai, UZH Zentrum, Karl-Schmid-Str. 4, F 150, 18.00h

Inter-Religious Declarations of Human Rights: Grounding Rights or Constructing «Religion»? 19. Mai, Prof. Richard Amesbury (Claremont), UZH Zentrum, Rämistr. 71, F 123, 18.15h

Theateraufführung «Gefährliche Liebschaften». 19., 20., 22. Mai, Universität Zürich Irchel, Winterthurerstr. 190, F 65 (Theaterraum), 20.00h; 25., 26. Mai, ETH Hönggerberg, Wolfgang-Pauli-Str., 19.30h

Climate Change Negotiations: Crystal Gazing into the Future. 20. Mai, Prof. Dr. M.K. Ramesh (National Law School of India University, Bangalore), UZH Zentrum Zürich, Rämistr. 71, F-118 (Hörsaal), 12.15h

Generationen in alternden Gesellschaften: Ungleichheiten – Spaltungen – Konflikte. 20. Mai, Prof. Dr. Martin Kohli, (European University Institute, Florence), Andreasstr. 15, 8050, 3.06, 18.15h

La banque et le banquier dans l'oeuvre de Stendhal. 20. Mai, Prof. Michel Crouzet (Université de Paris IV – Sorbonne), UZH Zentrum, Karl-Schmid-Str. 4, F-152, 18.15h

Soziale Arbeit im Kontext der Finanz- und Wirtschaftskrise. 20. Mai, Prof. Dr. Ueli Mäder, Institut für Erziehungswissenschaft, Freiestr. 36, D 15 (FRE), 18.15h

Muss auch das Schöne sterben? 20. Mai, Dr. Joachim Schulte, UZH Zentrum, Karl-Schmid-Str. 4, F 174, 18.30h

Varanasi – eine «heilige» Stadt? 20. Mai, Prof. Dr. Angelika Malinar, Völkerkundemuseum, Pelikanstr. 40 (Hörsaal), 19.00h

Rumänischer Filmabend: Un acoperis deasupra capului. 21. Mai, UZH Zentrum, Rämistr. 71, E-18, 18.30h

«Auf in die Vergangenheit!» – Zeitreise durch Jahrtausende und spannende Forschungsaufgaben für die ganze Familie. 16., 23., 30. Mai, 6., 13., 20., 27. Juni, Zoologisches Museum, Karl-Schmid-Str. 4, 14.00h

Führung in der permanenten Ausstellung oder in der Sonderausstellung (für die ganze Familie geeignet). 23., 30. Mai, 13., 27. Juni, Museumspädagogie/in, Zoologisches Museum, Karl-Schmid-Str. 4, 11.30h

War Requiem von Benjamin Britten. 25. Mai, Akademischer Chor Zürich, Akademisches Orchester Zürich, Akademisches Kammerorchester Zürich, Singkreis der Engadiner Kantoren Zürich, Luzerner Sängerknaben, Tonhalle Zürich, Claridenstr. 7 (Grosser Saal), 19.30h

Fleckkolloquium – Erkenntnis politisch denken. Ein Versuch mit Fleck, Husserl und Klemperer. 26. Mai, Prof. Johannes Fehr und Dr. des. Rainer Egloff, Collegium Helveticum, Schmelzbergstr. 25, 18.15h

Verfälschte Meisterwerke, authentisches Leben. Arbeit und Alltag der Bauern-Maler im Dorf Dafen. 26. Mai, Yu Haibo (Journalist und Fotograf, Shenzhen Economic Daily, Volksrepublik China), Völkerkundemuseum, Pelikanstr. 40, 19.00h

Die Verhandlungen im Steuerstreit UBS/USA. 27. Mai, Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf, Universität Zürich, Rämistr. 71, 19.00h

Kolloquium für Hans-Jörg Gilomen: Stadtgesellschaft. 28. Mai, mehrere Referierende, UZH Zentrum, Karl-Schmid-Str. 4, F 152, 10.15h

Führung durch die Ausstellung «Die Kunst des Fälschens». 30. Mai, Völkerkundemuseum, Pelikanstr. 40 (1. Stock), 12.00h

Güterabwägung bei der Bewilligung von Tierversuchen – Die Güterabwägung interdisziplinär kritisch beleuchtet. 2. Juni, mehrere Referierende, ETH Hauptgebäude, Rämistr. 101, G 60 (Semper-Aula), 09.00h

Collegium@Hönggerberg. Bücher – ihre Geheimnisse in Sammlungen, Druckerei und Verlag. Diskussionsforum. 2. Juni, mehrere Referierende, ETH Hönggerberg, Wolfgang-Pauli-Str. 10, Hörsaal G3, 14.00–19.45h

Zwischen Angst und Hoffnung. Zur Diskussion um Moscheebauten in Deutschland und der Schweiz. 2. Juni, Prof. Dr. Erwin Orywal (Ethnologe, Köln und Zürich), Völkerkundemuseum, Pelikanstr. 40, 19.00h

Fern von mir. Filmreihe Donnerstagskino. 3. Juni, Völkerkundemuseum, Pelikanstr. 40 (Hörsaal), 19.00h

Educational Neuroscience of Language Learning and Dyslexia: Where Are We and Where Can We Go? 5. Juni, mehrere Referierende, ETH Zürich, Rämistr. 101, HG G 60 (Semper Aula), 13.40h

Führung zum «Tier des Monats – Riesenfalter». 6. Juni, mit Silke Bellanger und Dr. Aline Steinbrecher, Zoologisches Museum, Karl-Schmid-Str. 4, 11.30h

Südafrika im Umbruch: Nahrungssicherheit, Geschlechterdynamiken und soziale Netzwerke. 10. Juni, Dr. Stefanie Lemke (Universität Hohenheim), Völkerkundemuseum, Pelikanstr. 40 (Hörsaal), 19.00h

Indien im Blick – Karikaturen aus Indien. 13. Juni, Völkerkundemuseum, Pelikanstr. 40 (2. Stock), 12.00h

Führung durch die Sonderausstellung «Massenaussterben und Evolution» (nur für Erwachsene geeignet). 20. Juni, PD Dr. Christian Klug, Zoologisches und Paläontologisches Museum, Karl-Schmid-Str. 4, 11.30h

Studieninformationstage. 8. und 9. Sep., UZH Zentrum, Rämistr. 71, ab 09.00h

Veranstaltungsreihen

aki Classics

aki classics – Klassische Konzerte im aki. 15. Mai, Oana Popescu u.a. aki Zürich, Hirschengraben 86, 19.00h

Das Judentum und die Wissenschaften

Kosmopolitismus des Wissens. Zum Wissensbegriff der «Wissenschaft des Judentums». 10. Mai, Andreas Kilcher (ETH Zürich), Theologisches Seminar, Kirchgasse 9, 200, 18.00h

Der Rufer aus Deutschland. Über die Rückkehr jüdischer Geisteswissenschaftler aus dem Exil. 17. Mai, Michael Brenner (LMU), Theologisches Seminar, Kirchgasse 9, 200, 18.00h

Geschichtsschreibung im 20. Jh. 31. Mai, Myriam Bienenstock (Tours), Theologisches Seminar, Kirchgasse 9, 200, 18.00h

Die Sozialwissenschaft – was sie ist und was sie sein sollte

Die Psychotherapie braucht eine Theorie der Praxis. 20. Mai, Brigitte Boothe, UZH Zentrum, Rämistr. 71, F-117 (Hörsaal), 10.15h

Digitale Destabilisierung: Medienwandel durch Konvergenz

The Internet and the Emergence of a Fifth Estate: Disrupting the Media Realm. 11. Mai, William H. Dutton (Oxford University), UZH Zentrum, Rämistr. 71, F 117, 18.15h

Netzneutralität und Internetentwicklung in den USA und Europa. 18. Mai, Johannes M. Bauer (Institute of Telecommunications, Information Studies and Media der Michigan State University), UZH Zentrum, Rämistr. 71, F 117, 18.15h

Future Reloaded – Die Zukunftshaltigkeit der Wissenschaften II

Utopie und Vision in Wissenschaft und Technik. 18. Mai, Andrea Büchler (Prof. für Privatrecht und Rechtsvergleichung), Wulf Rössler (Prof. für klinische Psychiatrie), Prof. August Schubiger (Leiter Zentrum für radiopharmazeutische Wissenschaften von ETH Zürich, PSI und UniversitätsSpital), Collegium Helveticum, Schmelzbergstr. 25, 18.15h

Geister und Gespenster: Zugänge zu Anderswelten

Heim-Suchungen: Geister als Signatur des Hongkong-Kinos. 20. Mai, Prof. Dr. Andrea Riemenschneider, Ostasiatisches Seminar, Zürichbergstr. 4, 416, 18.15h

Spectres, Gods, and the Age of Chaos: 1644–1864. 27. Mai, Prof. Rania Huntington (University of Illinois), Ostasiatisches Seminar, Zürichbergstr. 4, 416, 18.15h

Zwischen Horror und Nostalgie: Geister im japanischen Film. 3. Juni, Prof. Dr. Andreas Regelsberger (Universität Trier), Ostasiatisches Seminar, Zürichbergstr. 4, 416, 18.15h

Gemeinsamkeit im Alter

Ambivalenzen: Herausforderung für die Generationenbeziehungen in Familie und Gesellschaft. 19. Mai, Prof. em. Dr. Kurt Lüscher (Universität Konstanz), UZH Zentrum, Rämistr. 71, F 121, 18.15h

Psychotherapie im Alter – Therapeutische Beziehungsgestaltung mit alten Menschen. 2. Juni, Prof. Dr. phil. Susanne Zank (Universität Siegen), UZH Zentrum, Rämistr. 71, F 121, 18.15h

Hochschuldidaktik über Mittag

Praktikum zwischen Wissenschaftlichkeit

und Employability? Lernorte ausserhalb der Universität. 12. Mai, Dr. Birte Egloff (Goethe Universität Frankfurt), UZH Zentrum, Rämistr. 71, E 18 (Hörsaal), 12.15h

Employability als Herausforderung für Forschungsuniversitäten / Praxis und Perspektiven der Universität Zürich. 26. Mai, Dr. Thomas Hidber (Fachstelle Studienreformen), Dr. Roger Gfrörer (Career Services), UZH Zentrum, Rämistr. 71, E 18, 12.15h

Jacobs Center Kolloquium

Risikofaktoren für Aggression in der Voradoleszenz: Neuere Befunde aus dem Zürcher Projekt zur sozialen Entwicklung von Kindern (z-proso). 20. Mai, Dr. Denis Ribeaud, Universität Zürich, Institut für Erziehungswissenschaft, Schönberggasse 11, E-1, 12.15h

Kolloquium des Zentrums «Geschichte des Wissens»

Die Macht des Wissens – wissenschaftliche Experten in der Politikberatung. 19. Mai, Prof. Dr. Peter Weingart (Universität Bielefeld), ETH Zentrum RAC, Rämistr. 36, 18.15h

«If you're so smart, why aren't you rich?» Aufstieg und Krise der ökonomischen Expertenkultur im 20. Jahrhundert. 26. Mai, Prof. Dr. Alexander Nützenadel (HU Berlin), ETH Zentrum RAC, Rämistr. 36, 18.15h

Medizinhistorische Vortragsreihe

Geburt und Mutterschaft im Kulturvergleich. 27. Mai, Liselotte Kuntner, UZH Zentrum, Rämistr. 69, 106, 18.15h

Öffentliche Vorträge des Paläontologischen Instituts und Museums

Die Evolutionstheorie und die geologische Tiefzeit. 12. Mai, Prof. Wolfgang Maier, (Universität Tübingen), UZH Zentrum, Karl-Schmid-Str. 4, E-72a/b, 18.15h

Die grösste Katastrophe der Erdgeschichte als Wegbereiter der modernen Lebewelt. 9. Juni, Dr. Michael Hautmann, UZH Zentrum, Karl-Schmid-Str. 4, E-72a/b, 18.15h

Knochenpathologien im Fossilbericht. 14. Juli, Dr. Torsten Scheyer, UZH Zentrum, Karl-Schmid-Str. 4, E-72a/b, 18.15h

Researching Philosophy in Asian Contexts

Classical Indian Theories of Knowledge and Error. 11. Mai, Prof. Dr. Arindam Chakrabarti (Department of Philosophy, University of Hawai'i at Manoa), UZH Zentrum, Karl-Schmid-Str. 4, F-152, 18.15h

Confucian Role Ethics in a Changing World Culture. 18. Mai, Prof. Dr. Roger T. Ames (Department of Philosophy, University of Hawai'i at Manoa), UZH Zentrum, Karl-Schmid-Str. 4, F-152, 18.15h

The Sense and Significance of Japanese Philosophy. 1. Juni, Prof. Dr. John C. Maraldo (University of North Florida), UZH Zentrum, Karl-Schmid-Str. 4, F-152, 18.15h

Steuern und umverteilen. Effizienz in der Wirtschaft – Gerechtigkeit in der Gesellschaft?

Wer bestimmt die Steuerpolitik in Europa? 20. Mai, Prof. Dr. Philipp Genschel, Universität Bremen, UZH Zentrum, Karl-Schmid-Str. 4, F 180, 18.15h

Vom Steuerstaat zur Steueroase – wohin steuern wir? Historische Einsichten für die Zukunft. 27. Mai, Dr. Gisela Hürlimann, UZH Zentrum, Karl-Schmid-Str. 4, F 180, 18.15h

Tage der Genforschung 2010

Auf dem Weg zu einer Impfung gegen Alzheimer? 20. Mai, Prof. Dr. med. Christoph Hock, UZH Zentrum, Rämistr. 71, F 117, 18.00h

Sind (Fort-) Schritte möglich nach einer Rückenmarkverletzung? 9. Juni, mehrere Referierende, UZH Zentrum, Rämistr. 71, G 201 (Aula), 18.00h

Vielfalt der Archäologie. Vergangenheit sichtbar machen

Wüstenklima in Marmorera. 20. Mai, lic. phil. Lotti Frascoli, Kunsthistorisches Institut, Rämistr. 73, E 8 (RAK), 18.30h

Von Hütten und Palästen: Städte in Italien während des Frühmittelalters und die Niederlassungen der Langobarden (568–774). 27. Mai, PD Dr. Adriano Boschetti-Maradi, Kunsthistorisches Institut, Rämistr. 73, E 8 (RAK), 18.30h

meine agenda



Hans Danuser

Arbeitsgesänge der Naga

18. Mai, Völkerkundemuseum, Pelikanstr. 40 (Hörsaal), 19.00h

«Wie das Pin-up gehört zu jeder Reperaturwerkstatt auch das plärende Radio. Musik und Arbeit sind seit ihren Anfängen in unserer Geschichte in einer engen Liaison verbunden; auch in den Künsten. Der Einfluss der Musik auf Schriftsteller und ihr Schreiben ist enorm. Bin gespannt, ob der Vortrag im Völkerkundemuseum hier eine Brücke schlägt.»

Utopie und Vision in Wissenschaft und Technik

18. Mai, Prof. Andrea Büchler, Prof. Wulf Rössler, Prof. August Schubiger, Collegium Helveticum, Schmelzbergstr. 25, 18.15h

«Eine weltläufige Wissenschaftlerin der Juristerei, eine Kapazität der Psychiatrie und ein Pharmazeut in der Grundlagenforschung. Was haben die sich zu sagen? Ich welchen Sprachen sprechen sie? Als derzeitiger künstlerischer Gast am Collegium Helveticum bin ich gespannt auf ihre Modelle zur Erforschung der Grundlagen der Zukunftstheorie der Wissenschaften, die an diesem Abend gemeinsam entwickeln werden.»

Die Kunst des Fälschens

30. Mai, Völkerkundemuseum, Pelikanstr. 40 (1. Stock), 12.00h

«Schon wieder das Völkerkundemuseum? Als Künstler darf ich mir diese Einseitigkeit vielleicht erlauben. Viele andere Veranstaltungen hätte ich aufgreifen können. Aber der Titel der Veranstaltung «Die Kunst des Fälschens» berührt mich zu stark. Neben der Vereinnahmung von KUNST drängen sich mir folgende Begriffe auf: Original, Unikat, Wiederholung, Plagiat, Reproduzierbarkeit. Diese führen in den Geistes- und Naturwissenschaften wie auch bei den Künsten immer wieder zu Verwirrung und Missverständnissen.»

Hans Danuser ist Künstler und Gastprofessor an der ETH Zürich sowie wissenschaftlicher Gast am Collegium Helveticum der Universität Zürich und der ETH für das akademische Jahr 2009/10.

Weltwirtschafts- und Finanzkrise – Ursachen, Wirkungen, Lösungen

Ideen für einen stabileren Finanzkapitalismus – gestern und heute. 11. Mai, Prof. Dr. Joerg Baumberger (Universität St. Gallen), ETH, Rämistr. 101, G 5 (Auditorium), 18.00h

Was ist eine normative Krise? 25. Mai, Prof. Dr. Michael Hampe, ETH Zürich, ETH, Rämistr. 101, G 5, 18.00h

Ist nach der Krise vor der Krise? 1. Juni, Dr. Konrad Hummler (Wegelin & Co. Privatbankiers, St.Gallen), ETH, Rämistr. 101, G 5 (Auditorium), 18.00h

Stimmt es, dass ...

... Spielfilmproduzenten nur aufs Geld schauen?

Das kommt drauf an, lautet die typisch wissenschaftliche Antwort. Eine eindeutige Antwort ist schwer, da es keine eindeutige allgemeingültige Rolle des Spielfilmproduzenten gibt. Der Beruf kennt keine Zugangsbeschränkung. Je nach Filmprojekt kann sich das Aufgabenprofil stark unterscheiden.

Eine wesentliche Frage ist, wer das Projekt initiiert: Bei einem Autorenfilm startet ein Filmprojekt in der Regel mit der Idee eines Regisseurs, der selbst das Drehbuch verfasst. Er sucht sich dann einen Produzenten, der die Finanzierung organisiert. Pedro Almodóvar überlässt dies zum Beispiel gern seinem Bruder. Anders sieht es aus, wenn ein Hollywoodstudio für den Beginn der Sommerferien die alljährliche romantische Teenykomödie plant. Hier steht der Produzent am Anfang. Er engagiert austauschbare Drehbuchautoren und Regisseure, die für ihn das Projekt im weitgehend standardisierten Rahmen umsetzen. Für beide Idealtypen sind ökonomische Kriterien zwar gleichermaßen relevant, aus der Akteurskonstellation ergibt sich jedoch jeweils ein unterschiedlich grosser Einfluss auf das Projekt.

Keiner will bloss Vollzugsdepp sein

Film ist aber keineswegs nur Geschäft, sondern auch Kunst oder doch wenigstens ein Geschäft mit dem Kreativen. Für uns Zuschauer heisst das: Wir wollen uns nicht immer denselben Bond-Film zu Gemüte ziehen, sondern auch mal überrascht werden oder doch wenigstens bekannte Elemente in neuen Variationen und Kombinationen sehen – und sei es nur, dass Bond zur Abwechslung einmal ein bisschen Gefühl zeigt. Produzenten dürfen die ökonomisch vorteilhafte Standardisierung also nicht zu weit treiben. Gleichzeitig sind viele Produzenten Quereinsteiger aus kreativen Berufen: Bernd Eichinger hat zunächst Regie studiert. Georges Lucas ist auch Autor seiner Filme. Solche Produzenten haben ein kreatives Selbstverständnis und wollen, wie ein deutscher Produzent formuliert, «nicht nur der Vollzugsdepp des Regisseurs» sein.

Um die Frage nach der Bedeutung von ökonomischen Kriterien beantworten zu können, gilt es früher anzusetzen. Nicht die Frage, welche Filme im Kino Erfolg haben, ist entscheidend, sondern welche Filmideen von Produzenten entwickelt werden, bevor sich



(Illustration Azko Toda)

eine Produktionsfirma dazu entschliesst, sie umzusetzen. Rein ökonomisch orientierte Produzenten sollten bevorzugt Projekte entwickeln, von denen sie glauben, dass sie der Produktionsfirma einen maximalen Gewinn einbringen. Dies trifft jedoch auf die Mehrzahl der Fälle nicht zu.

Bei der Mehrheit der Produzenten ist das Gehalt nicht unmittelbar an den Filmerfolg gekoppelt. Solche Produzenten sind eher Angestellte als Unternehmer, und so kann in ihrer persönlichen Prioritätenliste ein wie auch immer gearteter künstlerischer Erfolg wichtiger sein als der ökonomische Erfolg des Arbeitgebers. Das bei Produktionsfirmen verbreitete Muster, wonach der Erfolg von kommerziellen Filmen künstlerisch anspruchsvollere mitfinanziert, spiegelt sich auch in der Haltung der Produzenten selbst. Es ist insbesondere im deutschsprachigen Raum nicht unüblich, dass die Filmproduktion als kreatives Liebhaberengagement verstanden wird, der Lebensunterhalt aber durch einen Brotjob im besser planbaren TV-Geschäft verdient wird.

«Das muss man einfach spüren!»

Auch wenn den Produzenten grundsätzlich bewusst ist, dass es gut erforschte Einflussfaktoren auf den Filmerfolg gibt, legen sie doch grossen Wert darauf, dass ihr Projekt etwas Spezielles sei. Trotz aller Bemühungen seitens des Marketings, durch die Standardisierung des Produkts der Nachfrageunsicherheit beizukommen,

verbreiten die Produzenten gern die Aura des kreativen Talents. Erfolg ist in diesem Rollenselbstverständnis nicht Ergebnis von vorausschauender Planung, sondern von Intuition. So hört man zum Beispiel auf die Frage, was der entscheidende Grund gewesen sei, sich für eine Filmidee zu engagieren, auch von kommerziell erfolgreichen Produzenten Antworten wie diese: «Das muss man einfach spüren!»

Unbeliebte Rappenspalter

Weil der Erfolg von Filmen nur bedingt planbar ist und die Produktion in abgeschlossenen Projekten stattfindet, ist Reputation ein entscheidender Faktor bei der inneren Organisation der Branche. Im Hinblick auf die Investoren sollten Produzenten zeigen, dass sie in der Lage sind, ein Projekt fristgerecht und ohne Kostenüberschreitungen abzuwickeln und eine ansehnliche Rendite zu erzielen. Andererseits sind Produzenten aber auch auf ein gutes Image unter den Kreativen angewiesen. Wer hier im Ruf steht, ein Rappenspalter zu sein und die kreative Freiheit mit Routinen zu ersticken, dem wird es kaum gelingen, attraktives Personal zu akquirieren. In einem People Business sind Produzenten auf persönliche Beziehungen zu den Kreativen ebenso angewiesen wie auf potente Geldgeber. Selbst Produzenten bei grossen Hollywoodstudios geben an, dass die Reputation bei den Kreativen für sie entscheidend sei, da die Künstler die Basis ihrer Arbeit bildeten. Geldgeber sind leichter austauschbar als Darsteller oder Regisseure.

Spielfilmproduzenten lassen sich somit durchaus von ökonomischen Kriterien leiten, doch selbst die banalste Hollywoodproduktion lässt sich nicht beliebig standardisieren. Das Publikum zwingt zu Innovation und verlangt immer neue Filmideen. Intuition und die Reputation bei den Kreativen bleiben damit für die Produzenten wichtige Korrekture zu einer allein ökonomischen Orientierung.

Biørn von Rimscha,

Oberassistent am Institut für

Publizistikwissenschaft und Medienforschung (IPMZ)

Literaturhinweis: Bjørn von Rimscha: Risikomanagement in der Entwicklung und Produktion von Spielfilmen. Wiesbaden 2010

Blick von aussen

Wo die böse Herzkönigin keine Chance hat

Ulrike Babusiaux ist seit Oktober Professorin für Römisches Recht, Privatrecht und Rechtsvergleichung. Im Folgenden berichtet sie, warum sie sich an der UZH bisweilen wie Alice im Wunderland fühlt.



Bild: Frank Brüdert

Mag die demokratische Kultur an der UZH: Ulrike Babusiaux im Senatszimmer.

Es ist hier einfach alles ein bisschen schöner. Dieser erste Eindruck noch von meinem «Vorsingen» ist mir bis heute geblieben. Hinzugekommen ist die Erkenntnis, dass alles auch ein bisschen besser funktioniert. Jedenfalls im Vergleich zu dort, wo ich herkomme (Deutschland) und zu dort, wo ich gelebt habe (Frankreich).

Das erste Wort, das ich bei der Ausschreibung meiner Mitarbeiterstellen lernte, ist «speditiv». Und wirklich: Es ist das Ideal, dem die meisten hier nahekommen. Es kommt mir ganz gut zu passe, denn als berufstätige

Mutter kannte ich diese Anforderung avant la lettre. Hinzu kommt, dass die hiesige Planungswut, die ich nun mit dem mir neuen Wortfeld «Traktandenliste» und «Traktandieren» genauer erfassen kann, die immer knapper werdenden Freiräume für Forschung und Lehre sichern hilft.

In echte Bewunderung aber schlug meine Alice-im-Wunderland-Stimmung um, als ich der ersten Fakultätsversammlung beiwohnte. Die demokratische Kultur, die egalitäre Tradition und die Antragskunst der UZH-Professorenschaft sucht ihresglei-

chen. Alles arbeitet sich beharrlich durch die umfangreiche Traktandenliste. One woman, one vote gilt hier wirklich; Altordinarien haben nicht mehr Rechte als jung berufene SNF-Förderprofessorinnen und -professoren. Und: Entscheidungen gelten! «Rückkommensanträge» – auch so ein neues Wort – sind nur in Ausnahmefällen zugelassen, und die bei der Abstimmung Unterlegenen ziehen nicht als beleidigte Leberwürste aus dem Raum, sondern tragen die Entscheidung mit.

In der juristischen Ausbildung lernt man ausführlich, wie demokratische Abstimmungen organisiert sind und wie sich direkte und parlamentarische Demokratie theoretisch unterscheiden. Aber erst die Teilnahme an einer Fakultätsversammlung an der Rechtswissenschaftlichen Fakultät macht erfahrbar, welche Kultur die direkte Demokratie braucht und fördert: kurze Wortmeldungen, genau formulierte Verfahrens- und Sachanträge und immer wieder die Suche nach Ausgleich und Kompromiss.

Und die Herzkönigin? Bisher ist sie mir nicht begegnet ... oder hat man mir ihren Ärger verschwiegen? Ich gehe davon aus, dass demokratische Kultur auch beinhaltet, miteinander zu reden, wenn etwas nicht stimmt. Dann dürfte die Herzkönigin, die im Alice-Märchen mit der Enthauptung droht, letztlich keine Chance haben.

Ulrike Babusiaux

Letztes

Reden

«Und wie war dein Tag?» Ich versuche jeden Abend, meine Herzdame zum Schildern ihrer täglichen Erlebnisse zu bewegen. Aber auch heute gelingt es mir nicht. «Ich mag nicht. Du weisst doch, dass ich nicht so gern rede – im Gegensatz zu dir. Also erzähl' du mir doch etwas Spannendes von deinem heutigen Tag.»

Bei uns ist das geschlechtertypische Kommunikationsverhalten halt etwas umgekehrt. Ich rede gern und sie hört gern zu. Nach diesem allabendlichen Vorspiel berichte ich dann von meinen Abenteuern des Alltags.

«Im Büro hab' ich einen neuen Monitor für meinen Computer bekommen.» «Schon wieder?» «Hab' ich dir davon schon erzählt?» «Ja, gestern.» «Und von meinem neuen Bürostuhl?» «Vorgestern. Hast du nichts Interessanteres zu erzählen?»

Meine Herzdame hört aufmerksam zu, hat ein besseres Kurzzeitgedächtnis als ich und ist an materiellen Dingen nicht so interessiert wie ich. Ich durchforste mein Gedächtnis nach persönlicheren Themen des heutigen Tages.

«Ah ja, mein Cousin hat mich noch angerufen.» Zum Glück ist mir das noch eingefallen. «Wir haben lange miteinander geredet.» «Wie geht's ihm denn jetzt?» Meine Herzdame schaut plötzlich ganz besorgt. «Gut, glaub' ich. Wieso fragst du?» Vorwurfsvoll erinnert sie mich: «Er hatte doch letzte Woche diese schwere Operation.»

«Stimmt, das hab' ich ganz vergessen! Aber darüber haben wir gar nicht geredet.» «Worüber denn?» «Über meinen neuen Monitor und den neuen Stuhl»

Thomas Poppenwimmer